

... AUS SIGMUNDSHERBERGS HEIMATGESCHICHTE:

Anna Pasching



Lebenserinnerungen

Bearbeitung: OSR Erwin Frank, 2005

Anna Pasching, Lebenserinnerungen

Inhalt:

	Vorwort	3
I.	Mit zwei Jahren ins Waisenhaus	4
II.	Neue Heimat, neue Eltern	14
III.	Im Bauernhaus herangereift	22
IV.	Haushaltsschule, Frust und Anerkennung	27
V.	Von Herrnleis zum Heldenplatz	33
VI.	In den ehelichen Hafen	35
VII.	Krieg und Nachkriegszeit	39
VIII.	Geschäftseröffnung	47
IX.	Ausklang	49



Frau Anna Pasching erzählt aus ihren Lebenserinnerungen: ab dem zweiten Lebensjahr vom kargen Leben im Waisenhaus in Mistelbach, ab neun Jahren von ihrer neuen Heimat und ihren neuen Eltern in Herrnleis, von der Pflichtschule, mit neunzehn Jahren vom Besuch der Haushaltungsschule in Mistelbach und danach von der unvorhergesehenen Wende im Bauernort.....
eine äußerst berührende, interessante und spannende Lebensgeschichte.

Vorwort

Gelegentlich eines Spazierganges in der Au Grabenstraße des Ortes Sigmundsherberg, traf ich Frau Anna Pasching in Begleitung ihres Sohnes Rudi. Wir kamen ins Gespräch und Frau Pasching erzählte mir, dass sie ihre Lebensgeschichte in einem Heft zusammengefasst habe.

Nun, da ich bestrebt bin, all d a s zu sammeln, was so an heimatgebundenen, historischen Begebenheiten anfällt - und dazu zählt auch eine persönliche Lebensgeschichte - so machte ich das Angebot, diese Schrift mit allen Daten und Ereignissen zu verarbeiten, wenn mir diese zur Verfügung gestellt wird. Das hat Frau Pasching auch getan und ich bin in wochenlanger Arbeit vor dem Computer gesessen und habe die äusserst interessanten Lebensphasen der damals kleinen Anna Fock, alias Anna Pasching verarbeitet. Zusätzlich habe ich noch einige Bilder erbeten, die ebenfalls in diese Geschichte eingebunden wurden.

Von den Medien werden wir, gerade jetzt in diesen Tagen, immer wieder ermuntert, Erinnerungen, Geschichten, Erlebnisse und Geschehnisse wachzurufen, diese dann aufzuschreiben, um sie für die nächste Generation aufzubewahren. Ein eigener Bezirkskoordinator wurde für die Sammlung solcher Arbeiten bereitgestellt. Landesweit zusammengefasst würden diese Beiträge dann verwertet werden und sicher große Beachtung finden.

Als politisch historischen Beitrag wurde der Abschnitt VII „Von Herrnleis bis zum Heldenplatz“ in besonderer Weise aufgearbeitet, da Erlebnisse im Zeitabschnitt der Okkupation Österreichs, gerade jetzt große Beachtung finden. Die anderen Abschnitte sind spannende Familiengeschichte und Frau Anna Pasching wird entscheiden, was damit weiter zu geschehen hat.

Sigmundsherberg, Mitte Juni 2005

Erwin Frank,e.h.

Mit zwei Jahren ins Waisenhaus

Als ich im Jahre 1912 geboren wurde, bestand unsere Familie aus fünf Personen: Vater, Mutter, der um fünf Jahre ältere Bruder Fritz und der Rudi, der mir um ein Jahr voraus war. Wir wohnten in Mistelbach, hatten ein liebevolles, geordnetes Familienleben und alles schien vorerst in bester Ordnung. Mein Vater hatte eine gute Anstellung. Er war k.u.k. Grundbuch-Beamter und die Familie hatte einen auseichenden Lebensunterhalt.

Doch, als ich zwei Jahre alt war traf uns das Unglück. Meine Mutter kränkelte an Tuberkulose, es wurde immer schlimmer und sie verstarb schließlich am 14. Februar 1914. Das war schlimm. Mein Vater wurde zum Witwer und wir drei Kinder zu Halbweisen. So stand Vater zu Kriegsausbruch mit uns drei Kleinen da und er wusste nicht ein noch aus. Nach Abwägen aller Möglichkeiten blieb ihm keine andere Wahl und es gab nur eins: Wir mussten ins Waisenhaus. Als bescheidenes Glück im großen Unglück kann man die Tatsache bezeichnen, dass es ein solches in unmittelbarer Nähe, hier in Mistelbach gab. „Nur so lange, bis dieser schreckliche Krieg vorbei ist und dann würde sich eine bessere Lösung finden“, so dachte mein Vater und mein Onkel hat es mir so erzählt.



Hochzeitsfoto von meinen Eltern

Es ist so ziemlich das Schlimmste, was einem Vater und seinen noch so kleinen Kindern passieren kann, wenn ein Waisenhaus in Anspruch genommen werden muss. Obwohl ich noch so klein war, hat sich das düstere Bild von diesem familiären Hin und Her tief in mich eingepägt und dann erst recht die erste Begegnung und Vorstellung mit und in diesem Kinderhort, das kann ich als unauslöschliches Merkmal nimmer vergessen.

Das Waisenhaus, äusserlich eine große, in weiß gehaltene Villa, war Eigentum von geistlichen Schwestern, die auch das Heim führten. Wir drei wurden also eines Tages dort eingewiesen und kamen damit zu den anderen fünfzig Kindern, die dort schon längere Zeit ihre neue elternlose Heimstatt gefunden haben.

Ich wurde der Kleinkindergruppe zugewiesen, die wie die Bubenabteilung im linken Teil des Gebäudes untergebracht war. Damit war ich zwar meinen Brüdern,

dem Fritz und dem Rudi in diesem Hause räumlich nahe, aber ich habe sie nicht sehr oft zu Gesicht bekommen, da strengste Trennung der Geschlechter zur Hausordnung gehörte. Alle Schlafräume befanden sich im Stock. Im Halbstock waren die Sanitäreanlagen mit einer Reihe von Waschbecken an denen wir uns besonders abends gründlich zu reinigen hatten.

In der Früh, nach dem Aufstehen ging`s dann etwas schneller und oberflächlicher. Für den Aufenthalt tagsüber stand ein riesiger Tagraum zur Verfügung, ebenso ein großer Speisesaal. Der Mittelpunkt des Hauses war eine sehr schöne Kapelle, die wir mit den Schwestern öfters besuchten. Ich muss wohl zu den Allerkleinsten gezählt haben und das habe ich noch dunkel aber wohlthuend in Erinnerung, denn eine geistliche Schwester führte mich oft an der Hand; wir blieben mitten im Gotteshaus stehen und sie verrichtete mit mir und den anderen ein kindliches Gebet.

Zur vollständigen Beschreibung des Hauses führe ich noch an, dass sich im Erdgeschoß Küche und Wirtschaftsräume befanden und der warme Duft immer wieder von unten nach oben in großer Erwartung zu uns heraufströmte.

Im Alter von vier Jahren wurde ich dann der Mädchengruppe zugeteilt und den schon etwas Größeren vorgestellt. So stand ich mit der Schwester an diesem bewussten Tage im Schlafrum einer größeren Mädchenschar gegenüber, war natürlich neben den dort schon größeren Kindern abermals die Kleinste und deshalb erhielt ich mein Bett neben der Zelle der Mädchenschwester. Auch wurde mir zur Betreuung ein größeres Mädchen, die Helene vorgestellt, die sich um mich zu kümmern hatte. Von Anbeginn habe ich sie, wie wenn sie meine größere Schwester gewesen wäre, tief ins Herz geschlossen. Sie war sehr lieb, achtete auf mich, dass ich mir die Zähne gründlich putze und sie kämmte mir auch die Haare.



Mittlerweise kam das Jahr 1916. Im großen Weltkrieg der trübe Alltag, in dem auch das Waisenhaus eisern zu sparen hatte.

Trotz der netten Kinder-Gemeinschaft war der Tagesablauf im Waisenhaus düster.

Täglich um 6 Uhr früh wurden wir geweckt. Und obwohl eine ganze Anzahl von Waschmuscheln in einer Reihe zur Verfügung standen, dauerte es doch eine gute Dreiviertelstunde, bis alle mit der Reinigung und anderen Bedürfnissen durch waren. Um sieben Uhr gab`s dann das Frühstück. Eine warme Mehlsuppe, mager und eintönig. Und man hat sich damit in der Küche scheinbar auch keine große Mühe gegeben. Geröstetes Mehl wurde in Wasser eingebracht, dazu war sie manchmal angebrannt. Ein kleines Stück Brot dazu und das musste bis mittags reichen. Anschließend wurden wir geteilt.

Unser Vater macht Besuch: Annerl, Rudi und Fritz

Die Kleineren kamen in den Kindergarten und die größeren Kinder wurden in die Schule gebracht. Eine gute halbe Stunde hatten wir geschlossen in Zweierreihe zu gehen. Das ergab eine lange Schlange in formierter Linie. Zuerst die Buben und dann die Mädchen. Und dies zwei Mal am Tage, da die Unterrichtszeit durch die Mittagspause unterbrochen und nachmittags fortgesetzt wurde.

An den Kindergarten kann ich mich auch noch gut erinnern. Besonders aber an die Tante Wallner. Ich habe diese Frau ins Herz geschlossen und wie ich fühlte, sie auch mich. Der

Umgang mit Nadel und mit kleinen bunten Nähfleckchen machte mir viel Freude. Ich war auch sehr aufmerksam und habe alles recht schnell begriffen.

Nun zurück zu meinem Vater.

An ihn kann ich mich natürlich am besten erinnern, weil er uns regelmäßig und oft besuchte. Er war immer sehr ernst, war immer tip-top gekleidet und trug der damaligen Mode entsprechend allezeit nur dunkle Anzüge. Das war ein schwarzer Gehrock, wie es bei Herren üblich war, leicht und bis über die Knie reichend. Auf dem Kopf einen steifen Hut und in der Hand einen schmucken Gehstock, der wohl weniger der Gehhilfe, mehr aber dafür als modisches Accessoire galt.

Ein weißes Hemd mit weißer Masche, ein Wams in dessen linken Täschen eine Uhr, an einer breiten Silberkette mit Anhänger befestigt war, vervollständigten sein Äußeres. Wie es in der k.u.k. Zeit für Beamte üblich war, hatte er auch einen auffallend kräftigen Schnurrbart, den er stets sorgsam zu pflegen wusste.

Wenn er im Heim zu Besuch war, durfte ich mich immer auf seinen Schoß setzen und während des Redens streichelte er mir immer Kopf und Gesicht. Meine größeren Brüder standen bei diesen Besuchen immer dicht bei uns und Vater erzählte uns von draußen und von seiner Arbeit. Auch hat er nie vergessen uns etwas zum Schnabulieren mitzubringen. Meist war es ein Kuchen, den Großmutter für uns gebacken hat. Auch an bunte Zuckerl kann ich mich noch erinnern.

Der Abschied nach der Besuchszeit wurde uns allen immer sehr schwer, aber die Klosterschwester namens Resignata verstand es, mich nachher immer liebevoll zu trösten. Die gleichmäßig wiederkehrenden Besuche meines Vaters wurden aber dann unregelmäßig als er einrücken musste. Er kam aber als Soldat nicht an die Front, sondern machte in einer Schreibstube in der Kaserne in Krems seinen Dienst. Das habe ich aber wieder von meinem größeren Bruder erfahren, denn ich war damals noch zu klein um das alles mitzubekommen.



Bruder Rudi der Pfarrer, Onkel Franz und meine Lieblingstante Liesi

Die nächste Verwandte, die mir noch gut in Erinnerung ist, war natürlich meine Großmutter väterlicherseits. Sie wohnte in Mistelbach, kam uns ebenfalls jeden Sonntag besuchen und brachte auch immer etwas mit. So wurde dieser Tag auch immer zu einem Freuden-

tag für uns, dem wir die ganze Woche entgegenfieberten.

Dann war noch ein Bruder meines Vaters, der Onkel Franz. Er hatte auch sein Schicksal zu tragen, da er in seinem vierzehnten Lebensjahr an Masern erkrankte und als Folge dessen im Wachstum deutlich zurückgeblieben war. Doch war er verheiratet und seine Frau, die Liesatante hatte ich besonders tief ins Herz geschlossen. Das Ehepaar wohnte ebenfalls im Haus meiner Großmutter.

Beim Hause gab's noch einen kleinen Garten, in dem etwas Gemüse gezogen wurde, was in den damaligen kargen Zeiten von großem Vorteil war. Auch einige Hendl und ein paar Schweine wurde gehalten und trugen zur Verbesserung der damaligen tristen wirtschaftlichen Lage bei.

Die Großmutter holte uns auch oft an Sonntagen ab und wir verbrachten einen ganzen Nachmittag bei diesen lieben Menschen. Das war besonders schön für uns. Wir freuten uns und konnten das kommende Wochenende kaum erwarten. So wurde jeder Sonntag für uns Kinder zum Festtag und Esstag in einem.

Mein Vater hatte dann noch eine Schwester, das war die Tante Anna. Jedoch die hatte mit sich selbst zu tun. Sie hatte an Händen und Füßen die Gicht und aus diesem Grunde war sie im Sichenheim (heute Altersheim) untergebracht. Doch an Sonntagen kamen meist alle zusammen und da habe ich sie hin und wieder gesehn.

Mütterlicherseits war da noch ein Onkel, der sich aber um uns Kinder kaum kümmerte, und den kannten wir nur ganz wenig.

Meine andere Großmutter, diejenige mütterlicherseits, wohnte in Ladendorf, einem Orte, zwei Bahnstationen von Mistelbach entfernt . Die kam nur einmal im Monat zu uns.

Ansonsten war ein Tag wie der andere. Das Klosterleben im Waisenhaus fundierte auf Erziehungsstrenge und religiöser Grundlage. Selten gab es Höhepunkte, die besondere Freudengefühle bewirkt hätten.

Schon beim Frühstück hat es begonnen. Da saßen wir Kleinen auf Sitzflächen ohne Rückenlehne, an zwei langen Tischen. Auf diesen groben Holzbänken hatte man schon sehr „gerade zu sitzen“, um nicht aufzufallen und dann gemahnt zu werden. Auf der Stirnseite des Frühstückstisches stand in der Mitte bereits ein riesiger Häfen, der links und rechts von zwei Stößen tiefer Teller flankiert war. Einer nach dem andern wurde von einer Küchenhilfe mit pappiger Einbrenn- Mehlsuppe vollgeschöpft . Die heiße Brühe hatten wir Kinder dann bis zur Letzt - Sitzenden vorsichtig weiterzuschieben. Eine dazugehörige dünne Brotschnitte wurde uns von einem größeren Mädchen zugeteilt. Und dieser Vorgang, mit der eintönigen Suppe jeden Tag, erfolgte wie *d a s A m e n* im Gebet. Wenn ich an diese Suppe nur denke, dreht es mir heute noch den Magen um.

Ich habe damals auch recht oft und viel wieder von mir gegeben, was ich in der Früh zu mir genommen habe. Aber es war ja mitten im Krieg- das wurde uns auch immer wieder gesagt- und wir Kinder litten oft Hunger. Und so haben wir alle brav und folgsam immer wieder diese widerliche Mahlzeit in uns hineingelöffelt.

Widerspenstigkeit wurde nicht geduldet. Wenn aber eine von uns aufsässig oder ungehörig war, dann wurde eben zur Strafe eine Mahlzeit vollständig gestrichen.

Und da wir nur drei Mal des Tages gefüttert wurden, so hütete sich jede von uns aufzufallen, denn das war eine empfindliche Buße vom Essen ausgeschlossen zu werden.

Aber auch gute Kost hat es im Heim gegeben. Besonders gerne hatte ich die Kartoffelnudeln. Ein paar Mal ist es passiert, dass mich die Schwester als schlimm hinstellte, und wenn dies

ausgerechnet am Nudeltag war, so hatte ich unter dem Essensentzug enorm zu leiden. Aus diesem Grunde schon allein bemühte ich mich ständig brav und folgsam zu sein. Ansonsten war ich ein neugieriges, aufgewecktes Kind. Mit vier Jahren spielte ich im Waisenhaus Kinder-Theater und habe dabei in meinen Rollen fehlerlos rezitiert und sogar gesungen. Diese Spiele waren für mich und für einige andere eine gute geistige Schulung. Wir konnten ja noch nicht lesen und so musste man uns Kleinen die Texte immer wieder vorsagen, bis sie uns geläufig waren und wir alles beherrschten..

Mindestens zwei Mal im Jahr hatten wir solche Höhepunkte. Sicher aber zu Ostern und zu Weihnachten. Diese Spiele waren für die „kleinen Künstler“ intensivst geistige Beschäftigung und diese haben mein Innerstes tief und nachhaltig geprägt. Einmal hatten wir kleinen Mädchen Puppenmuttis zu spielen. Mit Eifer und großer Aufregung waren wir alle auf der kleinen Bühne im Tagraum dabei.

Die Besucher waren mit unserem Können zufrieden und wir, besonders auch deshalb, weil es nach diesen Darbietungen immer eine Sonderverpflegung gegeben hat. Eine extra Zulage vom Heim aus, zusätzlich zu den leckeren Dingen, die unsere Angehörigen an diesem Tag sowieso mitbrachten .

Wir Kinder hielten uns aber nicht nur in den Heimräumen auf, sondern wir durften und mussten geschlossen auch in den anschließenden Garten hinaus. Da gab es, streng getrennt, einen Buben- und einen Mädchengarten. Die Knaben beschäftigten sich mehr mit dem Auflegen von blanken Kieselsteinen links und rechts ihrer Wege, zwischen den großen Bäumen, während wir Mädchen mit unserem schön gepflegten Garten zu tun hatten. Darin gab`s viel grüne Rasenflächen mit Rosen und kurzen Sträuchern.

Da mitten drinnen stand unter anderem Buschwerk ein niedriger Essigbaum. Im Herbst behangen mit roten Beeren. Da dieses Gehölz Giftstoffe enthält, wurde es uns wiederholt und streng verboten, nach diesen für uns verlockenden Früchten zu greifen. Jedoch diese kleinen Dinger waren zu anziehend für uns, und wir glaubten auch nicht, dass man sowas nicht essen könnte. Die Strafe blieb daher nicht aus, obwohl die Blätter und besonders die Früchte mild säuerlich schmeckten .

Vor dem Abendessen hatten wir uns gründlich Hände und Füße zu waschen und anschließend gab`s das ersehnte Nachtmahl. Zum Verhungern zu viel und zum Leben zu wenig.

Da die religiöse Erziehung im Vordergrund stand, hatten wir täglich vor dem Schlafengehen die Gewissenerforschung abzulegen. Ein Kind nach dem andern musste sich erheben, um sich vor die übrigen gut sichtbar hinzustellen. Daneben postierte sich die Mädchenschwester. Mit ernster Miene, wie ein lauernder Engel, mit einem Staberl ausgerüstet. Jeden vermeintlich bösen Ungehorsam hatten wir zuerst zu verkünden oder er wurde aus dem Erinnerungsvermögen von der geistlichen Schwester hervorgebracht. Da gab es halt immer was, das nicht ganz stimmte. Gesühnt wurde jedes dieser Vergehen sofort und streng mit ein paar Schläge auf Finger und Hand.

Bei besonderen Fehlritten hatten wir auf Anordnung der Schwester die Hand umzudrehen um auf dem Handrücken die Schläge hinzunehmen. Das tat dann noch mehr weh und die Schwester glaubte damit, dem lieben Gott einen besonderen Dienst erwiesen zu haben.

Eine eigenartige Strafe erfand die Heimleitung auch im Advent, nachdem die Krippe aufgestellt war. Während die Schar der singenden Mädchen um das göttliche Kind im Stall zu Betlehem ziehen durfte , hatte jedes der Kinder einen Strohalm in die Krippe zu legen. Das war eine Auszeichnung. Aber nur für die Braven. Die Schlimmen hatten abseits zu knien und solange still zu verharren bis die Andacht beendet war.

Ja, auch mir ist es einmal passiert, dass ich daneben knien musste und das war für mich eine große Strafe. Deshalb habe ich ganz schrecklich geweint und mich innerlich ernsthaft - vielleicht in meinem Leben erstmals kritisch - gefragt, was ich denn so groß Böses angestellt hatte, dass man mich vom Krippendienst ausschloss? Warum quälte man mich seelisch so arg? Und es kamen mir dabei die unsinnigsten Gedanken, dass mich der liebe Jesus dann nicht in den Himmel hineinlassen würde und ich meine Mutter dann nicht mehr sehen könnte. Meine Mutter, die mir soviel Liebe gegeben hatte, die ich so gern hatte und die mir da in diesem Heim richtig fehlte. Und die durfte ich dann nicht mehr sehen. Furchtbar!

Eine Zeit lang, musste mein größerer Bruder mir die Liebe ersetzen. Wenn ich vor Herzeleid nicht einschlafen wollte oder konnte, hat man den Fritz gerufen, der saß dann einige Zeit an meinem Bett und hat mir gut zugeredet, damit ich ins Traumland versinken konnte um von meiner Mutter dort weiter zu träumen.

Deshalb habe ich mich auch immer sehr bemüht brav zu sein und nirgends anzuecken.

Meinen Vater hatte ich auch nur bis zu meinem sechsten Lebensjahr, als er herzkrank und mit Lungenentzündung das Zeitliche segnete. Mit diesem Alter konnte ich dann schon mehr begreifen und eine weitere Welt stürzte für mich zusammen.

Das Bild vom Sarg, in dem mein liebster Mensch jetzt leblos lag, trage ich noch heute tief in mir. Mit Hilfe eines Schemels, auf den ich mich stellte, konnte ich in sein Gesicht blicken. Dann brachte man mich schließlich behutsam und gleichzeitig mit Gewalt weg, weil ich mich nicht trennen wollte und es nicht glauben konnte, dass es für mich den Vater nicht mehr gab. Vom Begräbnis selbst habe ich keine Erinnerung mehr. Begraben wurde er als Soldat am Heldenfriedhof in Mistelbach.

Nun waren wir Drei richtige Vollwaisen und es ging, so wie bisher, eintönig bis zum Kriegsende weiter. Das Waisenhaus bekam dann gütigerweise amerikanische Lebensmittel-Hilfe. Das Essen wurde besser. Fleckerl aus Teig mit Fisolen, Wuchteln oder Milchreis mit Kakao und einiges mehr, gab es dann öfter.

Ich kam nun in die Volksschule und wir wurden in eine Uniform gesteckt. Alle waren wir nun äußerlich gleich angezogen: ein blaues Kleid mit breitem Kragen, der wie die Ärmelstutzen nach Matrosenart mit zwei Streifen verziert war. An den Füßen trugen wir halb Holz- und halb Lederschuhe. Für die Beine hatten wir grobe Schafwollstrümpfe, die die größeren Mädchen zu stricken hatten. Sie waren daher sicher nicht besonders formvollendet, kratzten fürchterlich, aber sie hatten den Vorteil „warm zu sein“. Im Sommer gingen wir barfuß, im Winter trugen wir natürlich Schuhe und obendrein bekamen wir zusätzlich einen Lodenumhang.

Sobald sich einige Wärmegrade anmeldeten, hatten wir die Schuhe zu schonen, hatten barfuß zu gehen und deshalb hat uns besonders in der Früh gefroren. Besonders beim Schulgang oder in der Kirche. Während die Klosterschwester mit ihren langen schwarzen Kutten in den Stühlen saßen, hatten wir selbst auf dem kalten Pflaster brav auszuharren. Umgekehrt war es während der heißen Sommermonate, wenn unsere Erzieherinnen unter der warmen Kleidung schwitzen mussten.

In die Schule bin ich gern gegangen. Da gab es Abwechslung und wir haben jeden Tag etwas Neues gelernt. Weil ich eifrig war, wurde ich zu einer guten Schülerin und habe alles im Kopf behalten, was im Unterricht geboten wurde. Nicht vergessen aber habe ich meinen ersten Schultag. Der Reihe nach wurden alle Kinder nach ihren häuslichen Verhältnissen befragt. Als ich der Lehrkraft Auskunft nach dem Namen meines Vaters geben sollte, wusste ich es nicht; denn seinen Vornamen hat eigentlich niemand genannt. Plötzlich aber ist es mir

dann doch eingefallen :“Bitte Frau Lehrer, meine Großmutter hat immer „Schani“ zu ihm gesagt“.

Die Kinder lachten und die Lehrerin meinte dann begütigend: „ Ist schon gut, kannst dich schon setzen“.

Vom ersten Schultag an, saß neben mir ein Mädchen mit gelockten Haaren, aber mit einem Gesicht voller Sommersprossen. Sie war eines der wenigen, die mit mir armen Waisenkind lieb war und hatte täglich ein richtiges Schmalzbrot für die große Vormittagspause mit. Bald merkte sie, dass es mir nicht so gut ging und ließ mich einige Male kräftig von ihrer Jause abbeißen. Wahrscheinlich hat sie das bei ihr zu Hause erzählt und von da an brachte sie mir jeden Tag ebenfalls ein eigenes Schmalzbrot mit.



Links:

Mit den Brüdern Rudi und Fritz im Waisenhaus

Ein weiteres Erlebnis aus diesen Jahren ist mir ebenfalls in steter Erinnerung geblieben. Wir Mädchen und auch die Buben waren wieder einmal nachmittags im Garten. Streng getrennt natürlich und voneinander entfernt. Wir durften ja nicht einmal miteinander reden. Die Buben „drüben“ haben sich nach ihrer eigenen Art unterhalten, indem sie „Gottesdienst“ gefeiert haben. Mein jüngerer Bruder spielte „herunten“ den Pfarrer, während der Fritz, mein älterer Bruder mit anderen Buben hoch oben auf einem Baum saß, der den Kirchenchor versinnbildlichen sollte.

Und die da oben sangen, wie es sich für richtige Chorsänger eben gehört, verschiedene Lieder. Zuerst ein Kirchenlied und dann auch „Olte, geh ziang ma die Schuach aus..“ Da wurden auch wir Mädchen ob des lauten Gesanges aufmerksam und verfolgten

aufmerksam den Fortgang der Messe im anderen Teil des Gartens. Aber auch den geistlichen Schwestern ist das nicht verborgen geblieben. Plötzlich kam eine daher, hat ganz böse die „Messe“ inspiziert und bevor sie richtig zu schimpfen anhub, waren die Buben vom Baum schon heruntergesprungen und in der Masse der übrigen „Kirchenbesucher“ untergetaucht. Die Schwester konnte jetzt kaum mehr feststellen, wer denn die sangesfreudigen Chorsänger waren. Die ganze Bubengruppe wurde aber sofort „ins Gebet genommen“. Die haben aber trotzig geschwiegen und keiner hat den andern verraten. Daher befragte man die zuhörenden Mädchen und darunter auch mich. Ob wir etwas gehört hätten, war die Frage. Da das Lügen böse Folgen gehabt hätte, haben wir zumindest wahrheitsgemäß zugeben müssen, dass wir alles mitverfolgt hätten. Die besondere Frage ging aber dahin, ob wir das Lied von der „Olten, die die Schuhe ausziehen sollte“ mitgehört hätten und wer denn das gesungen hätte. Zuerst blieb auch ich eine Antwort schuldig. Doch nach dreitägiger intensiver Befragung, teilweiser Streichung der Mahlzeiten, wurde ich weich und verriet meinen Bruder, der mit den anderen da im Blätterwald oben saß und dieses „schreckliche Lied“ so lautstark intonierte.

Nachträglich habe ich erfahren, dass die Buben ob dieses Vorfalles sowieso bereits ihre Strafe bekommen hatten, jedoch wollte die Schwester genau wissen, ob ich denn, den lieben Gott m e h r als meinen Bruder liebe und deshalb hat sie mich tagelang gequält.

Ein anderes Mal ist es passiert, dass mir eine Heuschrecke während der Mahlzeit in den Spinat hüpfte. Ich habe den Teller weggeschoben, ohne weiter zu essen. Auf das hinauf bekam ich denselben Teller mit demselben Spinat -aber immer wieder frisch aufgewärmt-mehrere Male vorgesetzt.

Solche und ähnliche Geschichten könnte ich noch viele erzählen.

So war es vorgesehen, dass alle Kinder zum Heiligen Abend einen Teller mit Bäckerei belegt, bekommen sollten. Das heißt, ich bekam an diesem Fest der Liebe eigentlich nur einen leeren Teller vorgesetzt, weil ich kurz vorher in die Küche geschickt wurde, um einen Auftrag auszuführen. Da es in der Küche derart gut nach Backwerk duftete, konnte ich mich nicht zurückhalten und habe meinen Freundinnen mit Begeisterung erzählt, dass eben in der Küche für Weihnachten gebacken würde. Die Schwester, die das mitgehört hatte, war darob auf mich sehr böse, weil ich ein „Geheimnis“ verraten hatte und zur Strafe, war am Weihnachtsabend eben mein Teller leer.

Zum Glück aber, hat man uns Mistelbacher zu den hohen Festtagen entlassen und ich durfte mit meinen Brüdern diese Zeit bei meinen Großeltern verbringen.



Links: Erstkommunion von Rudi

Es war aber nicht immer so. Manchmal hatte ich sogar das Gefühl, dass ich im Waisenhaus ein wenig „lieb Kind“ war. Das tat mir wohl.

So gegen Ende meines Aufenthaltes in dieser Gemeinschaft von gleichaltrigen Mädchen, da teilte mir „meine“ geistliche Schwester sogar eine pädagogische Aufgabe zu. Ich nehme an, dass sie mich dafür reif genug fand, diese heikle Sache zu übernehmen, ohne mich mit den näheren Umständen zu belasten. Wahrscheinlich hätte ich das auch gar nicht kapiert.

Da gab's eine Reihe von Mädchen, im Alter ab dem dritten Lebensjahr, die im Schlaf während der Nachtstunden im Bett einnässten. Viel später erst sind mir die Hintergründe, bzw. die Ursachen darüber klar geworden. Es fehlte ihnen in dieser etwas starren Erziehung jene zärtliche Zuneigung, die ansonsten im Elternhaus selbstverständlich ist und das gleich einem Protest gegen Liebesentzug. Das heißt, gefehlt hat die mütterliche Zuneigung allen Heimzöglingen, aber die

einen waren von Natur aus seelisch robuster oder körperlich weniger anfällig.

Die geistlichen, manchmal sehr steifen Schwestern konnten die mangelnde Liebe nicht ersetzen und versuchten deshalb durch das Aufwecken dieser Kinder in der Nachtruhe, dieser Körperreaktion zuvorzukommen.

So bekam ich die Aufgabe mit der Schwester zusammen, die „Bettnässer“ ein mal während des Schlafes sanft zu wecken, um ihnen Gelegenheit zu geben, sich im Wachzustand vom körperlichen Drängen zu befreien. Das habe ich einige Zeit, getreu der Anweisung getan; ob meine und der Schwester Hilfestellung von Erfolg begleitet war, hat mir niemand gesagt und ich habe es deshalb auch nie erfahren.

Man schrieb das Jahr 1920 und ich wurde neun Jahre alt. Und für mich kam damit die große Wende.

Ab und zu kamen Ehepaare in unser Heim um sich Kinder auszusuchen und mitzunehmen. Wir wurden zwar nicht gefragt, aber es passierte immer wieder, dass uns die Größeren verließen um bei anderen „Eltern“ eine neue Heimstatt zu finden.

So kam im Dezember desselben Jahres auch das Bauern- Ehepaar Wimmer aus Herrnleis, um sich ein Kind aus dem Waisenhaus zu holen. Nachdem sie einige Mädchen befragt hatten, wieviel „Einser“ sie in ihren Zeugnissen gehabt hätten, kamen sie auch zu mir und erkundigten sich umgekehrt, ob ich einen Vierer im Schulausweis gehabt hätte. Nachdem ich geantwortet habe, dass ich im Zeugnis lauter Einser hätte, entschlossen sie sich für mich und wollten mich gleich mitnehmen. Jedoch da gab's wieder eine Meinungsverschiedenheit. Die Schwestern wollten mich noch nicht weggeben, weil zur Zeit ein weihnachtliches Theaterstück angesetzt war, bei dem sie mich nicht entbehren konnten. Darob priesen sie den Wimmers andere Mädchen an. Aber die hatten sich bereits fest für mich entschlossen und gaben nicht nach. So wurde ein Kompromiss geschlossen, dass ich noch über die Weihnachtsfeiertage hier bleiben müsse, um das Stück zu spielen.



Links:

**Meine Lieblings- Kloster-
schwester Resignata mit mir**

Auch hat mir „meine geistliche Schwester“ in einer liebevollen Stunde zugeflüstert, dass man vom Waisenhaus aus beabsichtigt hat, mich hier zu behalten, weil ich für den Eintritt in das Kloster vorbereitet werden sollte. Aber dagegen hätte ich mich sehr gesträubt, denn vom Klosterleben hatte ich bislang genug.

Auch meinem Bruder haben sie in dieser Richtung lange zugesetzt. Der hat aber dann doch nachgegeben und hat eine höhere Schule besucht, um sich für das Priester-Studium vorzubereiten.

Aber um auf mich zurückzukommen, das Ehepaar Wimmer bestand auf mich, hat auch nicht nachgegeben und so wurde ich diesem Bauernehepaar zugesagt und ins Bauernhaus Wimmer in

nach dem Neuen Jahr vom Waisenhaus entlassen, um Herrnleis als Ziehkind aufgenommen zu werden.

Obwohl ich erst im Alter der dritten Volksschulklasse war, machte ich mir damals schon ein wenig Gedanken über die Modalität und dem Vorgang, wie wir Waisenkinder vom Heim

weggegeben, bzw. weggeholt wurden, um einer anderen Familie zugeteilt zu werden. Zwar sollten wir, im Grunde genommen, ja froh sein - und das habe ich in diesem Alter schon einigermaßen begriffen - dass sich jemand um uns bewarb. Auch das Waisenhaus war bestrebt die Älteren in bürgerlichen Häusern unterzubringen, da ja Platz für Neuaufnahmen geschaffen werden musste. Aber die Modalität dieser Übergabe hat mich empfindlich gestört; dass wir nach einer einmalig kurzen „Besichtigung“ freigegeben wurden. Ganz widerlich aber war mir die an mich gerichtete Frage, „wieviel Vierer ich im Zeugnis gehabt hätte“... diese Art hat mein kindliches Ehrgefühl schon sehr verletzt. So ganz einfach über meinen Kopf hinweg, hat man mich er- und verschachert. Die Kinder - zumindest ich - wurden dabei nicht gefragt oder zumindest nicht eindringlich genug, sonst wäre mir dieser Vorgang sicher in Erinnerung geblieben.

Der Abschied fiel mir natürlich doch sehr schwer. Seit dem zweiten Lebensjahr war ich in diesem Heim, kannte von Grund auf alles was damit zusammenhing und jedes Ding war mir doch recht vertraut geworden war. Die geistlichen Schwestern, meine gleichalterigen Freundinnen, die Jahresabläufe in diesem Hause, verbunden mit den zahlreichen Besuchen von meinen Verwandten und vieles mehr...

Eine nette Erinnerung habe ich aber doch zum Schluss gehabt. Wir mussten, um nach Herrleis zu kommen bis nach Ladendorf mit der Bahn fahren und da begleitete mich eine geistliche Schwester des Hauses. Das war sonst nicht üblich und bedeutete eine Auszeichnung für mich. Als wir unser Ziel erreicht hatten, erwartete mich der „neue Vater“ mit Pferd und Wagen. Es war der 3.Jänner 1921. Auch meine Großmutter aus Ladendorf durfte bei diesem neuen Einstieg mitfahren. Und so ging es, mit bangem Herzen, in einen frischen Lebensabschnitt hinein und der neuen Heimat zu.



Tante Anna, die Schwester meines Vaters



Ich, Annerl mit 1 Jahr

II. Neue Heimat, neue Eltern

Der leichte Pferdewagen rüttelte uns auf der holprigen Straße nach Herrnleis eine gute Stunde kräftig durch, bevor wir das kleine Dörfchen am Rande der Leiser Berge erreichten. Neugierig haben wir ja schon vorher von der Ferne, nach dem Kirchturm und der übrigen Silhouette dieser Siedlung geäugt, die für mich als neue Heimat vorgesehen war.

Wir, das waren der Bauer und zukünftige Ziehvater, die mich begleitende geistliche Schwester Resignata aus dem Mistelbacher Waisenhaus und meine Großmutter mütterlicherseits, die es sich nicht nehmen ließ, bei meinem Einstand auch mit dabei zu sein. Und nun standen wir auch schon mitten im Dorfe vor dem Bauernhaus Wimmer. Das also soll mein neues Zuhause werden?, dachte ich und bangte schon ein bisschen.

Schon fuhren wir in den Hof des Wirtschaftsgebäudes ein, stiegen vom Wagen und unsere Blicke gingen in Richtung Haustür, wo uns bereits die Hausfrau und meine zukünftige Ziehmutter, die Frau Anna Wimmer ungeduldig erwartete.

Die beiden, mich begleitenden Frauen, nahmen mich bei der Hand, nachdem ich ein wenig zögernd abwartete, die eine links, die andere rechts und führten mich behutsam die paar Schritte hin zur neuen Mutter. Nach einer eher scheuen, respektvollen und kurzen Begrüßung wurden wir in die Wohnküche hineingebeten. Noch während der Bauer Ludwig Wimmer draußen den Gaul versorgte, lud uns die Hausfrau ein, einzutreten, am reich gedeckten Tisch Platz zu nehmen und auch gleich an den vorbereiteten Köstlichkeiten fest zuzugreifen.

Ein Übereifer der Frau Wimmer? Wahrscheinlich deshalb, weil ich ein so zartes, durchsichtiges Mädchen war und nach ihrer Ansicht, keine Zeit zu verlieren sei, um mit der „Aufütterung“ sofort zu beginnen.

Dem Bauern Ehepaar Wimmer wurden selbst keine Kinder geschenkt. Sie sehnten sich aber danach und sie wollten unbedingt ein Mädchen, als angenommene Haustochter haben. Deshalb kamen sie über das Waisenhaus in Mistelbach auf mich.

Mein Äußeres muss ihnen zugesagt haben und nach der Frage nach meinem Zeugnis entschlossen sie sich, mich bei ihnen aufzunehmen. Ich nehme natürlich an – aber ganz sicher ist es nicht- dass sie vorher doch wenigstens einmal bei der Verwaltung des Heimes vorgesprochen und ein paar Erkundigungen über mich, die Annerl Fock, eingeholt haben. Ihre Frage nach „Vierern im Zeugnis“ dürfte mehr scherzweise erfolgt sein, hat mich aber doch in dem Moment innerlich unangenehm berührt. Trotz meiner erst neun Jahre, kam mir schon damals der Gedanke, dass es für zukünftige Pflegeeltern allzu leicht gemacht wurde, vom Waisenhaus ein Kind mitzunehmen.

Wirklich eine einfache Sache in dieser schweren Zeit sich ein Mädchen aus dem Waisenhaus zu holen. Kaum gab es seitens der Heimverwaltung vorher eine große Befragung, in der die Zieheltern Rede und Antwort stehen mussten, etwa über ihre wirtschaftlichen Verhältnisse, Eigenheiten, Beweggründe und dergleichen. Es gab auch keine intensiv nachgehende Fürsorge, die sich um uns weiter bekümmert hätte und ich meine fast, dass der kurze Besuch der geistlichen Schwester bei meiner Ankunft jetzt hier, das einzige Kriterium war, das in diesem Fall, zu unserem Schutze eventuell beitragen hätte können. Das Heim hat sich lediglich durch den Kurzbesuch einigermaßen informiert, wie ich untergebracht wurde und das war auch schon alles. Freilich, darf nicht vergessen werden, dass eine ärmliche Nachkriegszeit war und dass die Heimleitung froh war, wieder einen Platz für eine Neuaufnahme zu bekommen.

Warum die Herrnleiser Wimmers gerade diesen einen, ja auch für sie eigentlich unsicheren Weg gewählt haben, ein ihnen völlig unbekanntes Kind heimzuholen, darüber habe ich mir später öfter Gedanken gemacht, bin jedoch zu keinem Ergebnis gekommen. Sie haben auch nie darüber gesprochen. Es hätte ja auch mit mir schiefgehen können. Sie wussten ja nicht mehr von mir, als was sie im Waisenhaus in einer einmaligen Gegenüberstellung sahen, kannten sicher auch nicht meine Eltern und Verwandten und dergleichen.

Ja, warum gerade diesen einen Weg? Hatten sie doch beide sogar Blutsverwandte im Orte, denen sie ihre Wirtschaft hätten vermachen können. Ludwig Wimmer hatte eine Schwester mit einem Buben und seine Frau Anna einen Cousin mit drei Mädchen in Herrnleis. Warum gerade ich, die Anna Fock aus dem Waisenhaus Mistelbach, in dieses „Wespennest“ gesetzt wurde, darüber habe ich mich mehrmals gefragt und war ja eigentlich nicht recht glücklich darüber. Wahrscheinlich trug dieser eigenartige Entschluss, ein unbekanntes „Waisenmädchen“ aufzunehmen, auch dazu bei, zumindest einen Teil der Ortsgemeinschaft gegen mich aufzubringen. Und das habe ich lange Zeit deutlich gespürt, ohne es auch nur geringfügig ändern zu können.

Nachdem wir gegessen und die Erwachsenen ein wenig geplaudert hatten, rückte die Stunde des Abschieds heran und da gab's den ersten ganz großen Schmerz. Die zwei Frauen - die geistliche Schwester, die mich eigentlich jahrelang im Heim recht liebevoll begleitet hatte und meine Großmutter, die mich in Mistelbach immer wieder besuchte und familiäre Wärme mitbrachte – die habe ich so einfach aufstehen, hinausgehen und wegfahren sehen....ohne mich. .. und ich musste dableiben. In diesem fremden Ort, in dieser fremden Umgebung, bei diesen fremden Menschen. Es gab niemanden, der mir hier helfen wollte. Ich musste zum ersten Mal in der trostlosen Fremde bleiben.... in einem fremden Hause, wo alles völlig anders war, wo mir nichts, aber schon gar nichts vertraut erschien.

Während Herr Wimmer die zwei Frauen wieder zurück zur Bahnstation brachte, bemühte sich meine neue Mutter sehr um mich. Sie wollte unbedingt ein kleines, richtiges Gespräch mit mir beginnen. Aber ich war nicht sehr redselig, sondern mir war eher zum Weinen. Im Nachhinein muss ich feststellen, dass auch für sie diese Stunde der ersten intensiven Begegnung mit mir keine leichte Aufgabe war. Unser persönliches Geplauder verlief bald im Sand, deshalb führte sie mich durchs Haus, zeigte mir die Wirtschaftsräume mit den vielartigen Tieren und den großen Garten, der allerdings zu dieser Jahreszeit mit Schnee bedeckt war. Ich trottete ihr mit tränenfeuchten Augen nach und hörte ihre Stimme nur halb, wie wenn diese aus weiter Ferne kommen würde.

Dann kam die Nacht, die furchtbare erste Nacht, in der ich seit meiner Einweisung ins Waisenhaus zum ersten Mal richtig und vollständig alleine war.

In der Küche stand für mich bereits ein „Tafelbett“. Das war eine rechteckige truhenförmige Liegestatt, in der ein großer Strohsack, frisch gefüllt mit langem Roggenstroh auf mich wartete. Daneben lag noch vorläufig aufgeschichtet, das nötige Bettzeug. Die ganze Bettstatt war tagsüber mit einem noch größeren Brett abgedeckt. Letzteres kam zur Schlafenszeit weg und ich musste in die „Kiste“ hinein.

Diese erste Nacht war abscheulich, weil unheimlich ruhig. Ich hörte keine Kinder neben mir atmen... Ich hörte keine Schritte vom Gang her... Nur das zurückgedrehte Licht der Petroleumlampe flackerte und zeigte die Umrisse des Küchenofens und des klobigen Tisches in der Wohnküche. Zum Heimweh kam die Unverträglichkeit meines Magens mit dem reichlichen und guten Essen. Ich habe das nicht vertragen und habe alles wiedergegeben. Nicht auf einmal, sondern in meheren Zeitabständen, in denen ich nicht einschlafen konnte.

Aber dies, nicht nur in der ersten Nacht, sondern es hat lange Zeit gebraucht, bis ich mich an diese Umgebung und an das kräftige Essen gewöhnt habe.

Meine neuen Eltern bemühten sich sehr um mich und holten sogar mein Weihnachtsfest noch im Jänner nach. Ein großer Christbaum, behangen mit viel Backwerk und Zuckerln stand mitten im Zimmer und darunter lagen eine Menge Sachen. Alles für mich, für mich ganz allein. Ein blaues Kleid mit Jacke, Wäsche und Schuhe, Schulsachen und noch andere Kleinigkeiten In Anbetracht, dass ich ja bald auch die hiesige Schule zu besuchen hatte, lagen diese schönen und nützlichen Dinge schon hier für mich bereit.

Ich wohnte also ab jetzt nicht mehr im Waisenheim Mistelbach, sondern in einem Bauernhaus mit einer breiten Toreinfahrt und sieben Fenstern zur Straßenseite hinaus. Wohnungsmäßig hatte das Gebäude drei Zimmer, eine Küche und zwei kleinere Räume. Entlang der rückwärtigen Hofseite befanden sich die Stallungen. Für das Pferd, für Kühe, Ziegen und Schweine. Ein Taubenschlag stand mitten im Hof. Aber auch zwei Hunde - ein Schäfer und ein weißer Spitz - tollten im Hause herum. Vier Katzen gab es außerdem da noch. Hendl und Enten belebten das Gebäude.

Mit den Tieren habe ich mich sehr bald angefreundet, denn sie stillten ein wenig mein Heimweh, wenn ich traurig war und ich suchte immer wieder Trost bei ihnen.

Ganz besonders liebte ich das Pferd, schlang meine Arme um seinen Hals und wenn mir danach war, weinte ich mich auf diese Weise aus.

.Meine neuen Eltern wollten ab sofort, dass ich sie mit „Vater und Mutter“ anrede. Als folgsames Kind habe ich es auch getan, aber es kam mir nicht vom Herzen und deshalb auch nur zögernd über die Lippen. Sie hätten vielleicht verdient, ein mehr geöffnetes Entgegenkommen meinerseits zu erfahren, aber ich hing mit meinen neun Jahren gedanklich noch zu sehr an meinen Eltern und gebe auch zu, meinen eigenen Dickschädel gehabt zu haben. Und die ganze gewaltige Umstellung vom Heimleben im Waisenhaus bis hierher in das Bauernhaus, wo alles ganz anders und mir fremd war, habe ich lange Zeit nicht verkraften können.

Vom ersten Tag an aber gab es zum Unterschied der letzten sieben Jahre, im Hause Wimmer ein prächtiges Frühstück. Der Vater bereitete den Kaffee täglich frisch mit selbstgebrannter Gerste zu. Jeden Tag wurde in einer Pfanne auf der Herdplatte geröstet, gekocht und reichlich gute Milch dazugegeben, so wurde jedes Frühstück mit dem Germteigkuchen der Mutter zu einem Festmahl. Die verbrannte Frühstückssuppe des Waisenhauses war bald vergessen.

Nach dem Frühstück begleitete mich anfangs meine neue Mutter jeden Tag zur Schule.

An den ersten Schultag kann ich mich bestens erinnern. Meine Mutter nahm mich also an der Hand und wir zogen durch den Ort Richtung Schulhaus. Schon auf diesem kurzen Weg wurden wir von Schulkindern und anderen Dorfbewohnern, offen und verstohlen, mit neugierigen Blicken durchbohrt. Es glich fast einem Spießbrutenlauf.

Und als ich dann vor dem Oberlehrer stand, umringten uns zahlreiche Schüler und starrten mich unverhohlen und sogar teils feindselig an. Ich war für alle eine aufregende Unbekannte. Denn alles Neue und Fremde wurde vornherein von den Dörflern abgelehnt. Als Mädchen, das aus dem Waisenhaus kam, musste ich ja ein besonders spannungsreiches Objekt gewesen sein.

Dem Alter entsprechend kam ich in die dritte Abteilung der ersten Klasse. Mein Lehrer- ein großer, hagerer Mensch – gab sich so, dass er mir von Anfang an unsympathisch war. Er wirkte in seiner Fragestellung genau so neugierig, wie alle Kinder und alle Bewohner des

Ortes. Besonders störend für mich war sein kurzer, stacheliger Spitzbart, den er während des Sprechens immer wieder zupfte. Zum Zeichen seiner unbedingten Herrschaftsgewalt lag auf seinem Tisch ein nicht zu übersehbarer Haselnuss-Stock. Wie mir bald klar wurde, machte er auch davon reichlich Gebrauch und verhaute die Kinder bei geringsten Anlässen. Seine Frau, die ebenfalls bei meiner Vorstellung mit dabei stand, führte in dieser Schule den Mädchen- Handarbeitsunterricht.

Bald hat es sich herumgesprochen, besonders auch deshalb, weil meine neue Mutter mit dieser Information nicht sehr sparsam umgegangen ist, dass in meinem letzten Zeugnis lauter Einsen zu finden waren. Da gingen die meisten Mitschüler sogar in offene Frontstellung gegen mich heran... sozusagen in Opposition gegen die Neue. Ich, als frische Mitschülerin hatte dabei in der Folgezeit einige Fehden mitzumachen. Noch dazu forderte meine Mutter den Spitzbart auf, mit mir recht streng zu sein. Das fiel ihm auch nicht schwer, da er als Oberlehrer mit dem Pfarrer im Orte erste Respektperson war, ihm in der Regel niemand zu widersprechen wagte und er in seiner Erziehung nicht nur eine freie, sondern auch eine lockere Hand hatte.

Die Unterrichtszeit belief sich vormittags von 8 bis 11 Uhr. Nach der Mittagspause von zwei Stunden ging es nachmittags bis 16 Uhr weiter.

Jedoch es gab auch einen kleinen Lichtblick in dieser Klasse. Ein Mädchen aus der Verwandtschaft meiner Eltern - im gleichen Alter wie ich - mit dem Namen Karoline, hat täglich das Mittagessen bei uns eingenommen. Sie wohnte nicht im Schulort, sondern zwei Ortschaften entfernt und bekam von den Wimmers schon von früher her, täglich diese Mahlzeit. Mit der „Lini“ freundete ich mich natürlich rasch an und wir zwei wurden zu dicken Freundinnen. Das brachte mir dann auch ein wenig Schutz.

In meiner bisherigen Volksschule war ich eine gute Schülerin, hatte aber hier Schwierigkeiten, schon in erster Linie wegen meiner Sprache. Meine verhältnismäßig gepflegte Schriftsprache aus dem Mistelbacher Unterricht, muss offenbar meine Mitschüler gestört haben, weil ja hier im Ort, wie teilweise sogar in der Schulklasse der Bauerndialekt gesprochen wurde. Ich war sozusagen im Sprachbereich schon ganz anders als alle meine Mitschüler aus dieser Gemeinde und eine „fremde Sprache“ schafft immer Distanz.

Daheim brachte ich auch langsam leichter das „Vater, Mutter“ über meine Lippen. Mit „Mutter“ war es allerdings schwerer. Mit ihr verstand ich mich nicht so gut, denn wir waren zu verschiedene Charaktere. Im Grunde genommen hat sich unser Verhältnis auch später nie so ganz gut entwickelt. Sie hatte ein engeres Blickfeld, war unkritisch gutgläubig, ist auch in ihrem Leben fast nie aus Herrnleis hinausgekommen. Lediglich ein paar Mal, hat Vater sie mit Nachdruck zum Einkauf in die Bezirksstadt bewegen können. Vater hingegen war weltoffener, hatte drei Jahre lang beim Militär gedient, war aber ursprünglich nicht „der Bauer“ auf dieser Wirtschaft, sondern verdiente sich etliche Jahre als Bierausführer in Wien. Da aber sein Bruder, der der ursprüngliche Landwirt in Herrnleis war tödlich verunglückte, so musste der Ludwig die Wirtschaft übernehmen. Er galt als ruhiger und gescheiter Mann, war immer rein und sauber, wogegen meine Mutter es nie so genau genommen hat. Das letztere war sicher auch ein Grund, dass wir zwei uns weniger verstanden. Auch weil ich den Vater höher schätzte und von innen heraus lieber hatte, das nahm sie mir, zumindest versteckt, immer wieder übel.

Mit dem Heranreifen an Jahren bekam ich natürlich auch Arbeiten zugeteilt. Nach dem Mittagessen, bevor es zum Nachmittagsunterricht ging, hatte ich das Geschirr abzuwaschen. Nach der Schule begab ich mich täglich auf den Heuboden hinauf, um Stroh und Futter auf

die Tenne zu werfen. Und nach weiteren Jahren wurde ich auch herangezogen, beim Stallausmisten mitzuhelfen. Aber bei dieser Arbeit prägte sich in mich intensiv der dort ätzende Amoniak-Gestank ein, der die Augen und Atemwege in Mitleidenschaft zog.

Alle Hausbewohner hatten das was eben jeder brauchte. Aber gespart wurde immer und überall. Das fing schon bei der Benützung der Petroleumlampe an. Die Hausarbeit war von vornherein zeitmäßig so eingeteilt, dass zumindest in den Sommermonaten, alles bei Tageslicht erledigt werden konnte. Man ging mit der Sonne schlafen und stand auch wieder mit ihr auf. Im Winter ging das natürlich weniger, da wurde das künstliche Licht der Petroleumlampe benützt, auch zum Füttern der Tiere. Aber nach dem Abendessen war Ruhe und Schluss; da wurde die Lampe ausgeblasen und alle gingen ins Bett.

In der Schule hatte ich immer noch Schwierigkeiten mit meiner Umwelt. Stofflich zu lernen gab es nicht viel, denn von der Schule in Mistelbach her, hatte ich noch einen großen Vorrat an Grundwissen und Kenntnissen, sodass ich mich hier kaum anstrengen musste. Das aber spürten meine Mitschüler und lehnten mich auch deshalb ab. Das ging bis zur offenen Feindseligkeit. Es passierte öfter, dass bei begangenen Ungehorsam aller, alleine ich oft einstimmig als diejenige hingestellt wurde, die es „war“ sich ungebührlich benommen zu haben. Da bekam ich oft unschuldig mit dem Staberl die „Pätzen“, die anderen gebührt hätten.

Bei einem besonderem Erlebnis hatte ich wieder einmal die Folgen zu tragen. Es gab einen Zeitraum in der Klasse, da war es üblich, Zettelchen zu schreiben und diese unterhalb der Schülertische weiterzureichen. Die Mädchen an die Buben und umgekehrt. Da wurden oft recht „schmutzige Sachen“ zu Papier gebracht, die ich eigentlich als gut erzogenes Waisenkind nicht verstanden habe. Denn dort gab es eine solide und religiöse Erziehung, sodass solche Gedanken gar nicht in meinen Sinn kamen. Aber einmal habe ich es auch probiert und habe so ein Zettelchen geschrieben.

Dessen harmlosen Text habe ich in meinem Gedächtnis behalten: „Bitte komme am Sonntag, Mutter, wieder zu uns einen Kaffee kochen und einen Kuchen backen“. Und prompt hat mich der Spitzbart dabei erwischt. Wahrscheinlich hat er auch angenommen, dass dies nicht mein erstes „Vergehen“ in dieser Richtung gewesen war und hat mich, da ich sowieso nicht den geringsten Widerstand entgegengesetzte, exemplarisch bestraft. Ich musste hinaus zum Lehrertisch und er schlug mich so stark, wo er nur hintraf, dass ich Striemen an Oberarmen und Füßen hatte. Zusätzlich hatte ich in der Ecke, wie an einem Pranger, stehen zu bleiben, auch während der Pause, wo mich dann andere ausgespottet haben.

Und das alles nur, weil sie mich als „Dahergelaufene“ nicht akzeptieren wollten. Ich blieb eine Fremde und passte in diese schulisch primitive Umgebung ganz einfach nicht hinein.

So wurde der schulische Anfang in Herrnleis zu einer bitteren Zeit meiner Kindheit. Doch dann kam unerwartet das Ende dieser Misere. Der Spitzbart wurde plötzlich krank. Er bekam eine akute Lungenentzündung und verstarb innerhalb von nur wenigen Wochen. Meine Trauer kann man sich vorstellen, als wir Schulkinder hinter dem Sarg nachzogen. Nachdem auch die Leiterwohnung freigemacht werden musste, zog die übrige Familie aus der Gemeinde fort und damit war ein schwieriger Lebensabschnitt für mich abgeschlossen. Ein anderer Klassenlehrer kam an die Stelle des Spitzbarts. Der hatte zwar auch ein Staberl, aber er hat es nicht oder nur äußerst selten gebraucht. Und mit der Wendung des Lehrerwechsels gewöhnten sich auch die anderen Kinder langsam an mich und sie begannen mich sogar mit der Zeit zu schätzen, weil ich ihnen beim Lernen behilflich war.

Nur ein einige blieben mir ferne. Der Grund dessen lag wieder darin, weil ich von „daheim“ aus netter und putziger angezogen war, als die meisten meiner Mitschülerinnen.

Meine Eltern bemühten sich sehr, mich ein wenig herauszuputzen. In so einem kleinen Dorf, wo jeder jeden genau kennt, ist das Konkurrenzdenken ausgeprägter, als in größeren Wohneinheiten. Jeder will der Bessere sein und möchte das auch deutlich und sichtbar zeigen können. Deshalb war die damalige Frage im Waisenhaus nach meinem Zeugnis für die Wimmers nicht unwichtig, weil sie in Voraussicht der Dinge ja auch hier eine gewisse Vorrangstellung einzunehmen gedachten und deshalb unbedingt ein „gescheites Kind“ von Mistelbach mit heimbringen wollten.

Auf solche Weise hatte mich meine Mutter gerne. Sie gab oder besorgte mir alles, was auch ihrem Ruhm dienlich war; aber echte „Mutterliebe“ hat sie mir nicht gegeben; ebenso waren ihr Liebkosungen fremd und ihre meiste Fürsorge erstreckte sich auf Kleidung und Essen.

Beim Hause wohnte dann noch eine alte Tante von der Mutter. Die mochte mich und ich sie nicht besonders. Ich vermied es mit ihr in engeren Kontakt zu kommen und sie blieb mir deshalb eine Fremde. Sie war „ledig“ und eine einfältige Person, verstand es aber, mich und auch andere Leute zu vertratschen. Leider glaubte meine Mutter oft, was sie da so von sich gab und das schaffte manchen Unfrieden im Haus oder zwischen mir und meiner Ernährerin. Die meiste Zeit verbrachte die alte Tante in ihrem „Flohbett“ und wurde damit eine richtige „Flohzüchterin“ im Bauernhause Wimmer. In dieser Zeit gab es wohl in allen Häusern diese unliebsamen Tiere. Auch Läuse. Es war eben nicht anders und die Leute haben es so hingenommen. Im Waisenhaus hat es so etwas nicht gegeben. Meine Ziehmutter, die da auch Abhilfe schaffen wollte, musste immer mit ihr streiten, wenn es Zeit war, die Liegestatt frisch zu machen.

Aber mir wurde aufgetragen, der Tante jeden Tag einen Besuch abzustatten. Denn nach dem Nachmittagsunterricht hatte ich ihr stets ein Glas Wein und ein Stück Kuchen zu bringen. Das habe ich pünktlichst befolgt, mich aber dann nicht lang aufgehalten, sondern bin gleich wieder gegangen.

Vom Vater gab's in Herrnleis noch dessen Eltern, die aber nicht im Haus, sondern ein kleines Häuschen oben „am Bergerl“ bewohnten. Diese älteren Leute hatte ich vom ersten Augenblick an ins Herz geschlossen. Die verstanden mich auch und ich kam mit allen meinen kleinen Sorgen zu ihnen. Freud und Leid teilten sie mit mir und ich konnte ihnen alles erzählen.

Großvater war ein lustiger Mensch. Seine schulterlangen, grauen Haare bedeckte er stets mit einer Seemannsmütze, währenddessen sich Großmutter immer mit einem großen weinroten Schultertuch bekleidete. Sie litt seit Jahren an den Augen, denn diese waren immer rot entzündet.

Wenn der Großvater vom „Berg“ oben zu uns auf Besuch kam – und das tat er öfter in der Woche - wurde er immer mit einem Stamplerl Slibowitz und einem Stück Kuchen bewirtet. Aber auch er konnte die alte Tante, genannt die „Reslmoam“, nicht leiden. Deshalb nahm er sein Stamplerl und sein Backwerk bei Schönwetter gleich bei der Hoftür ein und passte dabei scharf auf, denn wenn er hörte, dass die Reslmoam herauskam, suchte er gleich das Weite. Selbst wenn er gerade beim Schmausen war, so steckte er das angebissene Stück g'schwind ein und schon war er beim Hoftor draußen.

Mit den Großeltern unterhielt ich mich sehr gerne und sie erzählten mir eine ganze Menge vom Wimmerhaus und von der Umgebung des Ortes. Sie berichteten mir Dinge, die mich sehr interessierten und die mir meine Eltern niemals erzählt hätten. So auch von der Hausübergabe an ihren Sohn und an ihre Schwiegertochter. Die Übergabe wurde beim Notar schriftlich fixiert. Als Ausnahm (für das Ausgedinge) bekamen sie jährlich ein Schwein, Getreide, täglich frische Milch und andere Lebensmittel des täglichen Gebrauchs. Auf diese Weise haben sie sich ihren Lebensabend gesichert. Ein paar Joch Ackergrund haben sie

zurückbehalten. Die Grundstücke wurden von ihrem Sohn bearbeitet, der Ertrag jedoch gehörte zur Gänze ihnen.

Mit solchen wirtschaftlichen Vereinbarungen – es war ja in allen Bauerhäusern dasselbe – fanden die Alten ihr Auslangen; vorausgesetzt die Schwiegertochter war ihnen hold und die Vereinbarungen wurden richtig eingehalten.

So begab ich mich oft auf das Bergerl hinauf, zu den Großeltern, die innerlich immer mehr zu *m e i n e n* Großeltern wurden. Es ging mir dort sehr gut, sie hatten immer für mich Zeit und verwöhnten mich mit vielen schmackhaften Dingen, die sie oft eigens für mich anfertigten. Da ihnen bekannt war, dass ich nach den Hungerjahren im Waisenhaus schwere Kost nicht vertragen konnte, machten sie mir einfache, spezielle und leichte Speisen, die mir auch gut taten.

Ich wurde inzwischen zehn Jahre alt und meine Pflegeeltern beabsichtigten mich zu adoptieren und damit sollte ich den Namen „Wimmer“ annehmen. Jedoch ich sträubte mich dagegen. Ich war noch immer *z u* stolz auf meinen Namen „Fock“, obwohl ich diesen nur selten gehört habe und mit dem ich erst später in der Schule gerufen wurde. Auch glaubte ich, dass es ein Verrat gegenüber meinen Eltern und meinen Brüdern wäre, wenn ich einen anderen Namen verwenden würde. So blieb es vorerst dabei und die Wimmereltern gaben sich zufrieden, bzw. dachten daran, die Adoption auf einen späteren Zeitpunkt zu verlegen. Damit unterstand ich weiter der gesetzlichen Vormundschaft bis zu meinem einundzwanzigsten Lebensjahr.

Sie dachten aber an meine Zukunft, legten mir ein eigenes Sparbuch an und sprachen auch mit mir darüber, wenn sie die Einlage erhöhten.

Herrnleis war ein reiner Bauernort mit etwa 70 Hausnummern. Mitten im Orte stand die Kirche und natürlich gab's auch einen Pfarrer. Von der zweiklassigen Volksschule habe ich schon erzählt. Auch ein Gasthaus war im Orte.

Die Wimmers besaßen 18 Joch Grundstücke und damit war die Wirtschaft lebensfähig. Sie hatten sogar noch eine „Dirn“ (einen weiblichen Dienstboten), die selbstverständlich auch im Hause wohnte. Es waren uns also gesamt fünf Bewohner im Haus und alle weiblichen hatten den Vornamen „Anna“. Es musste also unterschieden werden und da ich schon vom Heim aus die „Annerl“ genannt wurde, so behielt man das bei.

Die Dirn Anna war ein sehr großes Mädchen, hatte starke Arme und konnte daher auch kräftig bei der Arbeit zupacken. Sie betreute den Stall mit seinen fünf Kühen, wogegen der Vater im Pferdestall tätig war. Mutters Reich hingegen war der Schweinestall und sie hatte auch die Fütterung der zwei Ziegen über. Deren Milch aber wurde nicht getrunken, sondern zur Jungschwein- Aufpäppelung verwendet. In der Saukammer stand ein großer Kessel, in dem täglich frisch Kartoffeln gedämpft wurden. Nachdem die fertig gegarten Erdäpfel in einen Bottich geleert waren, wurde Schrot und Salz beigegeben und dann gründlich zerstampft. Drei Mal des Tages wurde gefüttert und die Tiere hatten es gut.

Der erste im Tagesverlauf „auf den Beinen“ war immer der Vater. Er stand schon sehr zeitig auf und putzte das Pferd mit Striegel und Bürste. Daher hatte es immer ein glänzende Fell und es hörte auf den Namen „Baux“. Er sah darauf, dass es seinem Zugpferd immer gut ging.

Im Dorfe und in der Schule fand für mich allmählich die bittere Zeit der Ausgrenzung ein Ende. Mehrere Mädchen wurden mir nach und nach zu Freundinnen. So die Riepl Resi, die Mali, die Wetti und die Marie. Auch deren Eltern gewannen mich lieb und ich wurde somit als eine der Ihrigen angenommen.

Als schönste Zeit fand ich die Ferien- Sommermonate im Dorfe. Zeitlich in der Früh, so um vier Uhr, meldeten sich in jedem Hause die Tiere. Sie wollten ihr Futter haben und bis alle vollgefressen und zufrieden waren, dauerte es fast eine Stunde. Die Kühe, Schweine, Gänse, Enten, Hühner und Tauben; alle machten auf sich aufmerksam mit Wiehern, Muhen, Meckern, Grunzen, Gackern, Schreien und Gurren. Solche Melodie ging durch's ganze Dorf hindurch und in jedem Hause war's dasselbe. Die Dorfbewohner, alle aus dem Bauernstand, hielten ihre Tiere gut und hatten mit ihnen ein inniges Verhältnis.

Vater spannte schon früh die Pferde vor Pflug oder Wagen und es ging auf die Felder hinaus. Alle Hausbewohner, die zur Arbeit fähig waren, mussten ins Freie. Die alten Leute und die Kinder blieben daheim.

Aber alle waren beschäftigt. Die einen mehr, andere weniger. Die kleinen Kinder waren zu beaufsichtigen, wurden manchmal sogar im Wagerl zur Feldarbeit mitgeführt und unter einem schattigen Busch oder Baum abgestellt. Daheim, wenn größere Kinder da waren, denen man die Beaufsichtigung der ganz Kleinen zutrauen konnte, wurde dies zu deren Aufgabe. So hatte die Rupl Resi zwei jüngere Brüder im Korbwagen zu betreuen, den Lambert und den Schurl. Ich half ihr mehrmals dabei. Den einen nahm sie auf den Schoß, der andere war mir zugeteilt, eine Arbeitsteilung, die besonders bei der „Fütterung“ notwendig wurde. Das vorbereitete Grießkoch haben wir den beiden in den Mund gestopft, manchmal sogar mit ein wenig Gewalt. Nachdem sie aber offenbar satt waren und bei jedem zugereichten Löffel ihren Kopf demonstrativ zur Seite wandten, kam unsere Zeit mit dem „Räuber und Schanti-Spiel“. Auch das „Knappel- oder Flohspiel“ pflegten wir gerne. So verging der Vormittag immer viel zu schnell.

Zu Mittag hatten wir Kinder wieder daheim im Hause mitzuhelfen. Es gab immer für uns leichtere Betätigungen, die zu erledigen waren. Ab dem zwölften Lebensjahr wurde ich auch zur Feldarbeit herangezogen. Selbst auch während der Schulzeit. Nach dem Nachmittagsunterricht hatte ich oft das Pferd einzuspannen, um auf den Acker oder auf die Wiese nachzufahren. Das war eine Betätigung, an die ich mich und auch der „Baux“ sich bald gewöhnten. Immer dasselbe. Sobald ich ihn im Stall von der Halfter gelöst hatte, flitzte er frei und ungezwungen an mir vorbei und in den Garten hinaus; tollte dort eine Weile herum und kam aber wieder getreu und arbeitsbereit von alleine zurück. Dann ließ er sich geduldig anschirren. Dabei zeigte er besonderes Verständnis für mich, weil ich doch noch so klein war. Wenn ich mit dem Melkschemel hereibeikam, mich draufstellte, um das Kummet über seinen Kopf streifen zu können, da neigte er sich tief herab, damit diese vorbereitende Tätigkeit gelingen konnte. Das folgende Einspannen war dann nicht mehr so schwer, weil sich das Tier folgsam und gewohnheitsmäßig schon richtig neben die Deichsel stellte, damit ich die „Stränge“ in die „Wagln“ einhaken konnte. Mit kindlichem „Hü und Hot“ kamen wir ja doch immer ans Ziel.

Niemand störte die Kinderarbeit, denn es war selbstverständlich, dass die Jugendlichen an die Arbeit herangezogen und daran gewöhnt wurden.

An besondere Maschinen kann ich nicht erinnern. Alle Feldarbeit musste händisch gemacht werden. Wir hatten – ich verwende jetzt schon das Wort „wir“ – lediglich eine Säh – und eine Dreschmaschine. Auch letztere wurde mit Pferdekraft und mit Hilfe eines Göppels betrieben.

III. Im Bauernhaus herangereift

Im Unterricht in der Volksschule ging es mir immer besser. Die Lernfächer machten mir keine Schwierigkeiten und an allem Lernen hatte ich Freude. Ich war eine gute Schülerin. Das freute den neuen Oberlehrer sehr und er schätzte mich danach ein. Sehr gern hatte ich auch den Gesangsunterricht. Ich sang gut vernehmbar, richtig und konnte sogar die zweite Stimme ohne besondere Schwierigkeit halten. Da schlug mir in einer Schulstunde der Oberlehrer die Teilnahme am Kirchenchor vor. Noch bevor es Realität war, hatte ich schon wieder rundum Neider. Aber nachdem mir der Oberlehrer außerhalb des normalen Unterrichtes einige Notenkenntnisse beigebracht hatte, durfte ich am Chor unserer Pfarrkirche mit den älteren Chorsängern mitsingen.

In einem aber, da fühlte ich mich unsicher und naiv. In der geschlechtlichen Erziehung. Da wurden oft rund um mich Gespräche geführt, die ich kaum verstand und bei denen ich nicht mitreden wollte und konnte. In meiner Entwicklungszeit und in meiner Umgebung hat es, bis zum dritten oder vierten Jahre meiner Volksschulzeit, niemals nur den Hauch einer sexuellen Aufklärung, heute würde man sagen, einer „geschlechtlichen Erziehung“ gegeben. Die kleinen Kinder hat eben der Storch in einem Bündel oder in einem Wickelpolster gebracht. Das war alles. Ja selbst das Wort Baby wurde nach Tunlichkeit vermieden. Wenn ich aber bei stillenden Müttern, mitunter das Säugen von Kleinkindern mitansehen musste – was sich ja in einem Bauernorte nicht ganz vermeiden ließ – so wurde dies von mir, mit einer kindlichen Selbstverständlichkeit hingenommen. Das war für mich eine Natürlichkeit an der nichts Besonderes war und die ich auch nicht mit dem Geschlechtlichen gedanklich in Beziehung brachte. Zumindest fand ich nichts daran. Aber jetzt, von der Mittelstufe der Volksschule an, da wurde man oder besser gesagt „ich“, wurde mit diesem Gedankenkreis konfrontiert. Leider nicht richtig und von keiner seriösen und fachkundigen Stelle.

Allgemein kann gesagt werden, dass besonders im Elternhaus eisig über dieses Thema geschwiegen wurde. Und deshalb war die heranwachsende Jugend unsicher. Ja selbst mit dem Einsetzen der Menstruation, da ließ man die Mädchen vielfach im „Regen stehn“ und die halbwüchsigen Freundinnen, die schon aufgeklärter waren oder zumindest glaubten es zu sein, mussten zwangsläufig zu Ratgebern werden.

Ja, da gab's in jedem Ort und in jeder Schule einige Mitschülerinnen, die da drüber ganz genau Bescheid wussten und ihre Weisheiten auch allen anderen freizügig mitteilten. Sofern nicht gerade ein Erwachsener in der Nähe war und sie dadurch gehemmt waren. Deshalb vollzog sich normaler Weise die geschlechtliche Aufklärung auf der Dorfstraße, auf dem Schulweg oder zwischendurch beim Spiel im Freien. Natürlich alles versteckt, alles geheim, größtenteils verdreht und mitunter recht schmutzig.

Ich wollte erst von dem ja gar nicht allzuviel wissen, aber wenn ich mitten in der Kinderschar war, konnte und wollte ich auch meine Ohren nicht ganz verschließen. Denn diese Dinge waren ja doch interessant und wurden in Freundinnenkreisen sehr oft besprochen. Aber ich habe nur am Rande mitgehört, weil ich sexuelle Begriffe und Redensarten immer als Verrat, meinen verstorbenen Eltern gegenüber empfunden habe. Aber auch die Wimmereltern wussten von diesen gelegentlichen Gesprächen auf der Gasse und sie verboten mir mehrmals, das Herumziehen mit Gleichaltrigen. Sie redeten mir manchmal auch gut zu, zumindest die gemischten Buben- und Mädchenspiele zu meiden, sagten aber selbst zu diesem Thema so gut wie gar nichts.

In solcher Weise lebte ich im Dorfe meine Jugendjahre. Der Wind, der mir zuerst in Herrnleis rundherum feindselig und kalt ins Gesicht geblasen hat, legte sich mittlerweile.

Im Orte wurde für mich langsam Ruhe. Manchmal erfuhr ich sogar schon mitunter milde Warmherzigkeit und habe sogar eine Reihe von Freundinnen gefunden, die mir nun ehrlich zugetan waren. In der Schule fühlte ich mich nun wohl. Die Wimmereltern behüteten mich im Haus und nach aussen. Bei den Feldarbeiten und daheim half ich nach Tunlichkeit mit, obwohl besonders der Vater immer wieder versuchte, mir die Bürde der schweren Bauernarbeit etwas leichter zu machen.

Mit meinen Brüdern hatte ich sporadisch Postverbindung. Das geschah in der Weise, dass wir uns hin und wieder ein paar Zeilen schrieben, sie mir eine Ansichtskarte sandten oder auch einen Gruß aufgaben. Auch von meinen Großeltern habe ich einige Male Post bekommen.

Mein größerer Bruder, der Fritz, bekam vom Waisenhaus weg, eine Lehrstelle. Er wurde Kaufmann.

Nun darf ich etwas vorgreifen: Der zweite Bruder, der Rudi, entschloss sich Priester zu werden. Er wurde in einem Kloster aufgenommen, von wo er aus das Gymnasium besuchen konnte. Daran schloss er ein freiwilliges Probejahr im Orte Lochau bei Bregenz. Nachher studierte er Theologie und trat bei den Salvatorianer-Patres ein, studierte und wurde zum Priester geweiht. Das war damals ein großes Fest in Mistelbach. Viele Menschen kamen zur Primiz, zur ersten Messfeier meines Bruders. Natürlich auch alle unsere Verwandten. Selbstverständlich auch meine neue Familie mit den Wimmereltern und die Schwestern des Waisenhauses von Mistelbach. Diese waren ja eigentlich die Betreiber und die eigentliche Triebfeder, dass Rudi diesen Weg einschlug. Die Focks, soweit es solche in meiner Verwandtschaft gab, waren natürlich mächtig stolz und dieses Fest hat uns alle innerlich wieder so richtig zusammengeführt. Aber mein Bruder, der junge Geistliche, hatte vom Studium noch nicht genug. Zusätzlich studierte er noch Mathematik und Chemie.

In den Sommerferien durfte er einige Male in Herrleis urlauben. Das waren für mich immer die schönsten Tage.

Nun hatte ich das 14. Lebensjahr vollendet und verließ deshalb am 21. April 1926 die Schule. Nach dem Schulgesetz brauchte man damals nicht bis Schulschluss der folgenden Sommerferien zu warten.

Meine Pflugeeltern sehnten diesen Tag herbei, denn sie benötigten mich dringend als Arbeitskraft im Haus und auf den Feldern. Besonders im Sommer beim Getreideschnitt wurde jede Hand gebraucht. Es gab in diesen Jahren wohl schon einige robust, einfache Maschinen, die das Getreide mähten, aber für uns nicht, da bei diesen Geräten immense Pferdekraft vonnöten war und die hatten wir nicht. So musste alle Tätigkeit von Hand aus durchgeführt werden. Der Schnitt begann nach Fruchtreife bereits im Juni. Der Mäher schnitt mit dem Wachler bei großem Krafteinsatz und schwungvoll den Roggen, den Weizen, die Gerste oder den Hafer, je nach Reife und Witterung. Die Aufheberin dahinter erfasste „Häufel für Häufel“ dieser abgeschnittenen Halme und legte diese zum Trocknen auf dem Stoppelfeld ab. Letztere Tätigkeit war ausschließlich Frauenarbeit und wurde auch mir damals zugedacht. Die heiße Sonne und der Wind taten das Weitere. Nachdem die Häufel ganz trocken waren, wurden sie auf Strohbandern aufgelegt und zu Garben gebunden. Diese dann weiter zum Trocknen auf Neuner aufgestellt oder bei Hafer zu „Kreuzmandeln“ geschichtet. Das blieb dann so einige Zeit auf dem Felde stehen und es war für die Jahreszeit und die Felder typisch, wie diese „Mandln“ die Gegend prägten.

Erst wenn alles krachdürr war oder alle Felder abgemäht waren, dann wurde die Frucht auf dem Leiterwagen zum Dreschen „eingeführt“. Damit war aber die schwere Arbeit noch lange nicht beendet. Das „Einführen, das Dreschen, Windten, Abführen und das Aufschichten“ des Stroh's zu riesigen Strohhaufen, waren die weiteren Betätigungen, bei

denen man gewaltig viel Staub schlucken musste. Immer aber hatte man die Tageszeit und manchmal auch die Witterung gut zu nützen, um alle Frucht in Sicherheit einzubringen. Und das oft bei größter Tageshitze, ohne jeglichen Schutz im Freien.

Das Vieh war natürlich das ganze Jahr hindurch gewissenhaft zu versorgen, aber im Winter war die Bauernarbeit doch etwas leichter. Die Frauen beschäftigten sich dann mehr im Wohnbereich, mit Stricken, Stopfen und Flickern... während die Männer die „Strohbandln“ in Gesellschaft des Rindviehs, im warmen Stall machten, um sie dann je 60 Stück zu „Bürdln“ zusammenzubinden, damit sie bei der nächsten Ernte im kommenden Sommer wieder welche hatten.

Sehr wichtig war natürlich die Herbstarbeit. Sie galt als die eigentliche Zeit der Spät-Fruchternte. Dazu zählten die Erdäpfel und Karotten für Menschen und Tiere und wurden in großen Mengen im Frühjahr „gelegt“ oder angebaut. Ausschließlich als Viehfutter galten die Burgunderrüben. Der Kukuruz gehörte wiederum für die Hühner und für das übrige Federvieh.

Bei diesen Ernten kam man oft schon in den Spätherbst hinein und es wurde oft neblig, feucht und recht kotig auf Feldern und Straßen.

Bei der Weiterbearbeitung des Kukuruz gab es in den Häusern und auch bei uns viel Spaß. Nachdem die Fruchtzapfen zum Trocknen oft recht malerisch aufgehängt waren, wurden sie heruntergenommen und „gerebelt“, d.h. die Körner von den Zapfen befreit. Das wurde meist abends in Gemeinschaft gemacht. Zu dieser Tätigkeit hat man die Freunde, Nachbarn und gute Bekannte, Mädchen und Burschen eingeladen. Das gab schon einmal eine richtige Hetz, wenn so viele Leute, am Boden auf Maisstroh „hockend“, beisammen waren. Die goldgelben Körner wurden mit den Händen „abgerebelt“. Manchem oder mancher ging das recht flott von der Hand, andere taten sich schwerer.

Aber alle waren fröhlich und es wurde ein Lied nach dem andern angestimmt. Mein Gott, wie viele Lieder haben wir damals von der Schule weg schon gekannt und auch gesungen. Beim Aufstehen, bei der Arbeit und zwischendurch, wenn's uns danach war. In den Häusern ist überhaupt viel mehr gesungen worden, als heute.

Beim Rebelln passierte es manchmal, dass auch ein „roter“ (unfruchtbarer, körnerloser) Kolben dabei war und der- oder diejenige der/die einen solchen erwischte, hatte dann pflichtgemäß die daneben sitzende Person zu küssen. Ganz gleich wer das in diesem Fall war. Das gab's natürlich immer wieder Spannung und Gelächern, wenn's dann tatsächlich zum Busserl kam. Dass dabei in der Sitzordnung auch ein wenig „spekuliert“ wurde, ist bei jungen Leuten verständlich. Alles aber vollkommen harmlos und lustig.

Aber auch traurige Tage hat es in dieser Zeit gegeben. Zwischen dem Schulschluss und meinem 15. Lebensjahr musste ich den Tod meiner beiden Großmütter erleben. Sie verstarben innerhalb eines kurzen Zeitraumes, beide im Alter von 84 Jahren.

Bei den Wimmereltern in Herrnleis wäre es in letzter Zeit wieder recht erträglich gewesen, wenn, ja wenn es diese eine „Dorftratsche“ nicht gegeben hätte. Die konnte zwar weder lesen noch schreiben, hatte aber eine böse Zunge, schlich sich in alle Häuser ein und verbreitete überall ihre Unwahrheiten und spritzte damit ihr Gift herum.

Wenn dieses Lästermaul nur irgendwo ein Glas Wein bekam, konnte man sie für alle Bosheiten und Schandtaten haben. Manche Spaßvögel aber haben zum Gaudium oder zum Schaden anderer, dieses Weib noch angestachelt und gefördert. Jemand gab ihr eine Falschinformation, belog sie mit einer bestimmten Absicht, fütterte sie mit einer nur halben

Wahrheit und schickte sie dann fort. Garantiert kam das alles mit größter Sicherheit an jene Adresse, wie es vorgesehen war. Die Tratschn ging mit ihrem Wissen in das Haus und erzählte brühwarm alles weiter. Gelächter, Schadenfreude oder Unfrieden blieben auf der Strecke.

So kam sie auch einmal zu uns. Der Wimmervater hat so etwas nie hören wollen und ist vorher schon immer aus der Wohnung gegangen. Er hat genau gewusst, was die Folgen eines solchen Geredes sind. Jedoch die Wimmermutter hörte dieser dummen und schlechten Frau jedes Mal zu, schenkte ihr Gehör und glaubte sogar manches von dem, was da erzählt wurde.

Zuerst kam der allgemeine Dorftratsch, der alle Personen und Dinge erfasste, die da so in letzter Zeit aktuell waren. Dann kam das Spezielle, nämlich, dann kam ich an die Reihe. Kein gutes Haar hat sie an mir gelassen. Im dritten Teil vervollständigte sie die unmittelbaren Anschuldigungen und wurde gemein und persönlich, wie etwa: „Da habt ihr euch ja was Schönes eingebrockt.....“. Das Schlimmste aber folgte nach ihrem „Auszug“. Die Mutter Wimmer hat sich vieles einflüstern lassen und hat mich danach beschimpft und wurde sogar einmal handgreiflich, hat mich im Zorn mit allerlei unschönen und vor allem unwahren Schimpfnamen bedacht.

Doch ich hatte ein reines Gewissen, war zu diesem Zeitpunkt des angeblichen Vorfalles überhaupt nicht an jenem Orte und hätte auch gar nicht ohne Erlaubnis aus dem Hause gehen dürfen. Die Fürsorge wachte ebenfalls darüber und bis zu meinem 18. Lebensjahr waren manche Unterhaltungen für mich sowieso tabu. Und ich habe mich daran gehalten.

Einmal durfte ich nach inständigem Bitten, im Dorfe auf ein paar Stunden zu einer Unterhaltung gehen; das haben mir die „guten Dorfmenschen“ sowieso übel genommen und ich wurde angezeigt. Es war alles ganz harmlos, aber das war mir eine Lehre und ich habe es niemals mehr gewagt, alleine auszugehen. Der Dorfkirtag – ein bedeutendes Fest einmal im Jahre – war für mich um 9 Uhr abends aus. Zu meiner Freude fing die Tanzunterhaltung bereits um 3 Uhr nachmittags an, so bin ich doch ausreichend und gesichert zu meiner gewünschten Unterhaltung gekommen.

Das Herrnleis`er Wirtshaus hatte einen wunderschönen Gasthausgarten. Da hinein hat man in die Grünfläche einen Tanzboden gelegt auf dem herumgehopt wurde. Eine eigene Dorf-Musikkapelle spielte auf und zum Schutze gegen unerwarteten Regen war eine Plane vorgesehen.

Wir Mädchen standen jeweils ab Musikbeginn am Rande der Tanzfläche und die Burschen strömten dann herbei, um die Auserwählte für diesen Walzer oder für jene Polka zum Tanze zu bitten. Auch ich war in dieser Reihe und da ich federleicht war und recht gut tanzen konnte, war ich immer vergeben. Aber um neun Uhr abends war Schluss und der Heimweg musste angetreten werden.

In meiner Jungmädchenzeit hat mich aber auch Krankheit nicht verschont. Es fing an mit einer harmlosen Verkühlung. Daraufhin bekam ich Lungenspitzenkatarrh. In der Arbeitshast wurde dieser zu wenig beachtet, infolgedessen nicht ausgeheilt und die Misere begann ihren Lauf. Das wurde aber immer ärger und noch immer keiner Behandlung zugeführt. Dann hat sich glücklicherweise die Fürsorge eingeschaltet und ich wurde in eine Lungenheilstätte eingeliefert und dort bis zur Gesundung weiter behandelt.

Aber auch der Wimmervater hatte mit der Lunge zu tun. Und da es für ihn keine Aussicht auf echte Gesundung gab, entschlossen sich die Wimmereltern ihre Wirtschaft zu

verpachten. Lediglich vier Joch haben sie behalten, um Futter für ihre Schweine und für die Ziege zu beschaffen.

Diese Umstellung in der Landwirtschaft meiner Zieheltern war natürlich auch eine bedeutende Wendung für mich und nach Beratung mehrerer Stellen gelang es mir, wunschgemäß durchzusetzen, dass ich eine Haushaltungsschule besuchen dürfe. Das Geld für diese Ausbildung wurde von meinem Sparbuch, das mir die Wimmers angelegt hatten, verwendet.

Aber das machte mir nichts aus. Für mich war es wichtig, aus dem Dorfe herauszukommen.

Im April d.J. wurde ich 17 Jahre alt und nach einer bestandenen Aufnahmeprüfung, in der Haushaltungsschule Mistelbach aufgenommen. Bei Onkel und Tante in der Schulstadt durfte ich wohnen. Es waren der leibliche Onkel Franz und seine Gattin, meine Lieblingstante Liesi.

Damit begann, irgendwie plötzlich und nicht vorausschaubar, wie ein Lichtblitz aus heiterem Himmel, für mich abermals ein völlig neuer Lebensabschnitt. Sogar einer, den ich herbeigesehnt hatte und den ich mit Freude und Begeisterung beschrift.



Ludwig Wimmer, der „Wimmervater“, ein Bauer aus Herrnleis, hat die Annerl Fock als sie neun Lenze zählte, aus dem Waisenhaus Mistelbach in seine Heimat geholt, sie dort mit liebevoller Zuneigung und großer Fürsorge behandelt. Als Anna Wimmer, seine Frau verstarb, nahm ihn Frau Anna Pasching zu sich nach Sigmundsherberg. Er lebte hier 18 Jahre lang in ihrem Haushalt, verstarb im 85. Lebensjahr und wurde in Herrnleis beerdigt.

IV. Haushaltsschule, Frust und Anerkennung

Nun war ich wieder glücklich in Mistelbach.

Wohnen durfte ich bei Onkel Franz und Tante Liesi. Das waren für mich keine fremden Menschen, sondern welche, die ich seit Anbeginn kannte, die mir lieb waren, seitdem ich denken konnte. Außerdem waren es leibliche Verwandte, mein eigen Fleisch und Blut. Der Onkel Franz war der Bruder meines verstorbenen Vaters. Er hatte aber das Unglück im Alter von 14 Jahren an Masern zu erkranken und als Folge dessen blieb er im Wachstum zurück.

Für mich aber war es eine große Freude, bei diesen lieben Menschen immer *s e i n* zu dürfen und so nebenbei - es war mein innigster Wunsch - Tag für Tag die Haushaltsschule zu besuchen.

Damit begann für mich erst das eigentliche Leben. Ich durfte tun, was ich von jeher gerne wollte. Ich durfte wieder zur Schule gehen um mich dort weiterzubilden. Und ich war in dieser Bildungsstätte keine Geduldete, ich war keine Fremde, eine, die man im Grunde genommen gar noch nicht in den Ort und in die Umgebung mit hineingenommen hatte, sondern ich fühlte mich hier in jeder Beziehung überall angenommen und frei.

In der Klasse gewann ich rasch Freunde, liebe, nette Schulkameradinnen. Das Lernen bereitete mir wie eh und je auch hier größte Freude und ich hatte auch guten Erfolg. Zu den obligaten Unterrichtsgegenständen lernte ich zusätzlich freiwillig Maschinschreiben, Stenographie und Buchhaltung. Ich trat außerhalb der Schule weiters einem Gesangsverein bei, in dem nicht nur gesungen, sondern auch ein wenig Theater gespielt wurde. Hier konnte ich mich so richtig entfalten. Der Himmel schien sich für mich geöffnet zu haben.

Mit diesem Glücksgefühl im Herzen wurde ich in kurzer Zeit ein von Grund auf fröhlicher Mensch, eine lustige Schülerin, ein heiteres kleines Fräulein, das jeden harmlosen Spaß gern mitmachte. Aber das Netteste hier war - und das muss ich immer wieder betonen, weil es sich so tief in mich eingepägt hat - ich empfand mich nicht als Sonderwesen, wurde auch nicht als solches behandelt, sondern war von allen angenommen. Ich fühlte mich *s o* wie jede andere hier in dieser Klasse oder in dieser Schule: ungezwungen und leicht. Die Lehrkräfte mochten mich, es gab keinen Unterschied mehr zwischen mir und den andern.

Der Grund der breiten Ausführung dieses beglückenden Gedankens ist wohl *d e r*, dass es bisher *n i c h t s o* war und ich immer als armes Waisenkind im Bauernort nur von der Seite angesehen wurde. Das jetzige schöne Gefühl kann ich gar nicht beschreiben.

Niemand schimpfte jetzt mehr. Onkel Franz und Tante Liesi lachten mit mir gemeinsam, wenn ich „daheim“ was Lustiges erzählte. Ich berichtete ihnen täglich von der Schule und sie kannten aus meinen Erzählungen und Berichten die Lehrer, die Schüler, meine Prüfungen und alles was es sonst in den Tagesabläufen gab und sich zugetragen hat, genau so wie ich selbst. Das war erfreulich und hat uns innig miteinander verbunden.

Nachdem ich mich jetzt schon im 18. Lebensjahr befand und die Schule zu einem guten Abschluss bringen wollte, machte ich mir natürlich bereits über meine Zukunft Gedanken. Ich wollte gerne in einer Kanzlei arbeiten, jedoch kamen in Gesprächen immer wieder Zweifel heran, dass man mich mit diesem noch zu jugendlichen Jahren nirgends aufnehmen könne und dürfe.

Die Tante Liesi hatte zwar schon ein wenig bei Mistelbacher Geschäftsleuten und Bekannten vorgefühlt, jedoch keinen richtigen Bescheid bekommen. Endgültig begraben aber wurde mein Wunsch nach einer Kontaktaufnahme mit der Vormundschaft. Sämtliche

Träume und Pläne wurden nach einem Gespräch mit einem der Beamten zerstört. Die dort am grünen Tisch, verfolgten andere Ziele, hatten andere Richtlinien und Vorstellungen. Man wollte mich unbedingt zu einer Bäurin machen und beorderte mich amtlich wieder zurück in die Landwirtschaft.... zu den Zieheltern... nach Herrnleis.

Mir blieb nicht anderes übrig. Aber das war für mich eine der größten Enttäuschungen. Niemand konnte etwas dagegen machen und ich wurde zum zweiten Mal in meinem Leben von meinem Ziehvater Ludwig Wimmer mit Pferd und Wagen nach Herrnleis abgeholt. Nur diesmal als bald Neunzehnjährige, ohne Klosterschwester und ohne Großmutter. Als loyale Draufgabe oder als Zuckerl - wie man es nennen mag - erkannte man mir eine kleine Waisenrente zu. Das war eine soziale Hilfe in Form eines winzigen monatlichen Geldbetrages, der mehr als finanzielle Unterstützung für die Pflegeeltern gedacht war. Dieser wurde aber von den Zieheltern nicht beansprucht, sondern auf ein Sparbuch mit Namen Anna Fock gelegt. Verfügbar war dieses Geld allerdings für mich noch nicht, da ich nicht volljährig war und erst das berühmte einundzwanzigste Lebensjahr erreichen musste.

Nun war ich wieder im Dorfe meiner Volksschulzeit und dem Orte des manchmal beschwerlichen Heran- Wachsens. In Herrnleis. Mit ein wenig Bangen glaubte ich, hier abermals mit Schwierigkeiten Fuß fassen zu müssen. Alle schon jahrelang hinter mir liegenden Ausgrenzungen, Demütigungen und aller Frust stiegen während der Herfahrt in mir wieder auf. Alle Enttäuschungen begannen aufs Neue in mir zu wirken und alles Unangenehme lebte wieder neu in mir auf, kam mir wieder voll ins Bewusstsein .

Jedoch es kam ganz anders. Es wiederholt sich nichts im Leben. Die Befürchtungen und sorgenbeladenen Vorstellungen über mein weiteres Dasein hier – in einem zweiten Anlauf - sind aber Gott sei Dank nicht eingetroffen. Mein Leben begann sich anders zu gestalten. Der Weg des zweiten Startes war mit andern Voraussetzungen gepflastert und auf beiden Seiten – sowohl bei mir selbst, als auch bei den anderen - schien sich die Lage fast vollkommen verändert und gewandelt zu haben.

Ich war jetzt - wenige Kurzbesuche ausgenommen - ein volles Jahr von Herrnleis entfernt gewesen und ich bin dadurch zu den Leuten auf Distanz gekommen. Es gab daher nichts mehr über mich zu tratschen, da ich dem Blickfeld der Dorfbewohner ein volles Schuljahr entschwunden war.

Ich habe eine über die Volksschule hinaus weiterführende Bildungsstätte besucht, mir zusätzliches Wissen und praktische Fertigkeiten angeeignet. Ich habe eine Ausbildung genossen, wie sonst niemand im Orte. Das wurde irgendwie anerkannt, auch weil ich Dinge erlernt habe, die ich allenfalls im Orte auch nutzbar machen könnte.

Das alles und mehr trugen dazu bei, dass mir die Dorfbewohner mit anderen Augen begegneten.

Ich war jetzt nicht mehr die arme, kleine Waise, die von den Wimmers gnadenhalber aufgenommen und durchgefüttert wurde, sondern das Fräulein Anna Fock, das in der Bezirksstadt die Haushaltsschule besucht und diese mit Kenntnissen und Fertigkeiten aus vielen Unterrichtsfächern vollendet hat, noch dazu mit Bestnoten in allen Fächern.

Aber auch ich wurde in diesem Zeitraum „mehr“ erwachsen, bekam in meinem Innersten feste Standpunkte und ließ nicht alles so über mich ergehen, wie man es mir vorher spüren ließ. Ich war dieses vergangene Jahr geistig und seelisch gereift, bin abgeklärter und erwachsener geworden.

Bei dem dort obligaten Lehrgegenstand „Krankenpflege“ wurde dies besonders offenbar. Die Bauern hatten zu dieser Zeit keine Krankenversicherung. Ein Arzt wurde bei Beschwerden erst dann befragt oder beigezogen, wenn es gar nicht mehr anders ging. Im gegenständlichen Fall hat es sich bald herumgesprochen, dass ich in dieser Beziehung durch Schulung fachkundig geworden sei, auch bereit war helfend einzuspringen, dafür aber nichts verlange.... und deshalb hat man es versucht und ist zuerst zu mir gekommen.

Ich war mir dessen bewusst, dass ich in der Alten-und Krankenpflege mit meinen Mitteln auch nichts Wesentliches ausrichten könne, aber ich habe die alten Leute erst einmal befragt, habe mit ihnen gesprochen und wenn da weiter von mir aus nichts oder wenig getan werden konnte, bin ich bei ihnen sitzen geblieben und habe mit ihnen allgemeine Regeln der Krankenpflege oder hygienische Grundregeln besprochen. Und wenn schon gar nichts anderes getan werden konnte, so bin ich trotzdem bei den Alten geblieben und habe ihnen vom Waisenhaus, von der Schule oder von Büchern, die ich gelesen habe, erzählt.

Das heißt mit anderen Worten: Ich bin mit meinem kleinen Wissen eingesprungen, um ein wenig zu helfen, einen Rat zu erteilen oder auch nur den Leuten ein bisschen Zeit zu schenken um mit ihnen zu plaudern.

Zu den Alten am Berg bin ich oft und gerne gegangen und die haben mich besonders nett angenommen und sogar ein wenig verehrt. Auch zu kranken Kindern wurde ich einige Male gerufen. Ich habe da nicht in überheblicher Weise „herumgebädert“, sondern nur allgemeine Ratschläge, wie ich es eben im Unterricht gehört habe, gegeben. Zum Glück sind diese Kleinen von selbst wieder gesund geworden. Bei den alten Leuten aber hatte ich dankbare Zuhörer und „einen Stein im Brett“.

Das Leben bei den Wimmers war jetzt auch besser, weil es durch die Verpachtung von Grundstücken nicht mehr soviel Arbeit gab, sie waren stolz auch mich und freuten sich über meine geleistete Hilfestellung im Orte.

* * *

Der Wimmervater hatte in Wien einen Bruder, der mit seiner Frau und den zwei Töchtern ein Milchgeschäft führte. Die beiden Mädchen kannte ich schon von früher her recht gut, weil sie mehrmals die Sommerferien in Herrnleis verbrachten. Sie nannten sich Hansi und Anshi und ich habe mich mit ihnen immer gut verstanden. Leider verstarb in dieser Zeit die Hansi im Alter von 14 Jahren an Lungenentzündung.

Nach der Haushaltsschule war ich dann einige Monate auch in Wien bei Onkel und Tante und half dort probeweise aus. Diese Tätigkeit hat mir aber so gut gefallen, dass es auf Wunsch meiner Verwandten und mit meinem Einverständnis zu einer ständigen Einrichtung wurde.

In der Früh, mussten wir schon zeitlich parat sein. Schon vor sechs Uhr hatten wir das frische Gebäck und die Milch vor die Türen unserer Kunden zu stellen. Das musste immer flott und gezielt gehen. Wenn dann der erste Ansturm vorbei war, kamen auch wir zu unserem Frühstück, um anschließend, oft ohne Mittagspause, bis spät in den Nachmittag hinein weiter tätig zu sein. Die Bestellungen kamen, wie es damals in Wien schon üblich war, per Telefon herein. Auch waren während des Tages immer wieder Lieferungen herzurichten und auszuführen.

Ich habe fest mitgeholfen, war aber beim „Onkel“ nicht fix angestellt und hatte dadurch Bewegungsfreiheit. Wochenweise fuhr ich wieder nach Herrnleis heim zu meinen Zieheltern. Ich war unabhängig und konnte mir meine Zeit frei einteilen.

Meine Cousine die Annschi verheiratete sich bereits mit 19 Jahren. Der Glückliche war von Beruf Wachmann, der in erster Linie in Burg und Oper seinen Dienst zu versehen hatte. Er erhielt dadurch auch öfter von dort Gratiskarten für die verschiedensten Veranstaltungen. Persönlich aber war er an Bühnenstücken wenig interessiert und so gab er die Freikarten mir weiter. So bin ich immer kostenlos zu Schauspielen und Bühnenwerken gekommen. Da es aber immer zwei Karten waren die ich erhielt, so habe ich meine „Tante Helene“ dazu eingeladen, mit mir gemeinsam diese Schauspiele zu genießen. Die Tante Helene war zwar keine echte Tante, sondern eine liebe Dame und nette Kundschaft unseres Geschäftes und die hat mein Angebot gerne angenommen und hat mich zu den Kulturveranstaltungen gerne begleitet..

Es klingt ja wie ein Märchen. Aber die Tante Helene hatte wiederum eine reiche Nichte in Amerika. Diese wohnte in einem geräumigen Haus mit Dienerschaft. Und da hätte ich auf das Angebot dieser Amerikanerin als „Beschließerin“ bei ihr unterkommen können. Ein herrlicher Posten, fast ein Traumjob und bei der großen Arbeitslosigkeit in Österreich eine verlockende Einladung. Fast ein Geschenk des Himmels, meinten die einen, jedoch die Wimmer- Verwandtschaft riet mir davon ab und rüttelte an meinem Gewissen, dass ich doch die Zieheltern im Alter nicht ganz allein lassen dürfe. „Und sicher wird auch die Vormundschaft nicht zustimmen“, meinten sie im Abschluss der Gespräche. So wurde es daher nichts mit Amerika, aber ich tröstete mich bald.



Grabstelle Familie Fock mit den drei Geschwistern

Inzwischen fuhr ich mehrmals von Wien nach Herrleis, dann wieder zurück, wie es sich eben ergab. Umsorgte im Dorfe alte Leute, erzählte ihnen von meinen Erlebnissen, heiterte sie auf und brachte ihnen ein wenig Frohsinn in ihren Alltag.

Man soll es aber nicht glauben. Wie ich hintenherum erfahren habe, gab es im Dorfe, jetzt wieder und noch immer dumme Tratschen, die mir nicht besonders gut gesinnt waren. Sie fanden in meiner Tätigkeit abermals ein „Haar in der Suppe“. Besonders zwei Familien waren es, die im Dorf Lügen verbreiteten und sogar dem Pfarrherrn diese zusammengestapelten Unwahrheiten als echt verkauften. In einer Sonntagspredigt wurde ich deshalb – aber ohne, dass mein Name genannt wurde - von ihm als ungutes Ding hingestellt. Alle Kirchenbesucher und darunter auch meine Pflegeeltern, haben in dieser Messe d a s mit anhören müssen.

Verärgert über diesen Vorfall schrieb ich der Tante in Wien. Diese kam sofort herauf und stellten den Pfarrherrn zur Rede.

Zu bemerken wäre dazu, dass der Pfarrherr selbst wohl besser vor seiner eigenen Tür zu kehren gehabt hätte. Meine Tante drohte ihm sogar noch mit dem Bischof.

Ich aber besuchte weiter meine „Alten“ und fand dort nicht nur gute Aufnahme, sondern auch Verständnis und Trost.

* * *

Der Alltag ging dahin. In Herrtleis ging ich fast zu keiner Tanzveranstaltung mehr, da ich ein paar Mal von betrunkenen Ortsburschen angepöbelt wurde, weil ich ihnen den Tanz verweigert habe. So fuhr ich, wenn ich nicht gerade in Wien gebraucht wurde, oft nach Mistelbach. In meinen bekannten Kreisen gab es dort lustige und saubere Unterhaltung. Burschen aus dem Gesangsverein und Freundinnen aus dem Mädchenbund. Letzterer war in Mistelbach erst jetzt gegründet worden und da konnte man bei Veranstaltungen bedenkenlos hingehen.

Mit Vollendung meines 21. Lebensjahres wurde ich amtlich „großjährig“ und durfte nun über mein Sparbuch verfügen. Ich kaufte mir als erstes zwei Dinge, die ich mir so sehr schon gewünscht hatte: ein Fahrrad und eine Nähmaschine. Die Wimmereltern waren mit meinem Entschluss einverstanden. Ich hätte sie zwar nicht mehr fragen brauchen, aber ich wollte sie nicht übergehen und ich hab` ja gewusst, dass sie meinen Wunsch nicht abschlagen würden. Sie waren jetzt immer aussergewöhnlich lieb und nett zu mir, akzeptierten meine Entscheidungen und mein Erwachsensein. Ich hatte das Gefühl, dass sie sogar stolz auf mich waren.

Nun musste ich noch das Radfahren lernen. Das ging zwar nicht ohne zerschundene Knie und blaue Flecken am Ellbogen ab, aber ich habe es bald erlernt. Damit fuhr ich jede Woche, freitags nach Mistelbach zum Gesangsverein. Da waren immerhin dreizehn Kilometer zu überwinden. Aber dort hatte ich Freude, weil wir da nicht nur schöne Lieder sangen, sondern auch Theater spielten. Ich war natürlich gern mit dabei und mein Spiel wurde gelobt.

Bei Onkel Franz und Tante Liesi übernachtete ich jedes Mal und die freuten sich immer wieder, wenn ich ihre Gastfreundschaft in Anspruch nahm.

Aber auch in Herrtleis begann ich ein wenig mit dem Theaterspiel. Ich spielte mit der Jugend an zwei Festtagen ein paar kleine Stücke.

Mit dem zweiten Gegenstand, den ich erworben hatte, der Nähmaschine, habe ich mir dann meine Kleider selbst genäht. In der Haushaltungsschule erlernte ich ja die Grundbegriffe des Nähens und so entstanden mehrere hübsche Kleider, die nach meinem Geschmack und meiner Phantasie ausfielen, genau so, wie ich diese wollte.

Nun mit meinem eigenen, neuen Veloziped wuchs auch meine Sehnsucht ein wenig in die Ferne zu schweifen. Die Wachau bot sich mir als Ziel an, denn dort hatte ich liebe Verwandte, bei denen ich einige Zeit zu logieren gedachte.

Nach kleinen Vorbereitungen und mit großer Erwartung fuhr ich am besagten Tage um vier Uhr früh von daheim weg. Vorerst einmal bis Tulln, wo ein Donauschiff, mich und mein Rad aufnahm. Die langsame Fahrt flussaufwärts, verbunden mit dem herrlichen, für mich ganz fremdartigen Panorama, rief mein Entzücken hervor und wurde bis Spitz zu einem wunderschönen Erlebnis. Von dort fuhr ich wieder mit dem Rad weiter, bis ich Großbach in der Wachau, mein Ziel erreichte. Dort besaßen meine Verwandten ein Haus und da kehrte ich ein. Ich konnte mich an der Wachauer Landschaft nicht genug satt sehen und verbrachte dort einige Wochen als Gast. Eingeladen von Onkel und Tante, von gleich fünf Cousins, den Karl, Hansl, Fritz, Peperl und Poldl und der Cousine Mitzi. Letztere war fast zehn Jahre älter als ich und es kam zwischen uns beiden zu einigen kleinen

Reibereien. Die Buben waren mit mir gleichalterig oder ein wenig älter und mit denen habe ich mich besser verstanden. Wir haben unsere Pläne und Wünsche besprochen und die jungen Leute meiner Verwandtschaft luden mich, mit noch anderen Freunden ein, gemeinsam Radausflüge von dort aus in die Umgebung zu machen.

So erkundeten wir Aggstein, die Ruine Hinterhaus... fuhren mit mehreren Booten auf der damals noch blauen Donau und machten zwischendurch leichte Fußwanderungen. Die Tage waren voll ausgefüllt und es war für mich eine schöne Zeit, insbesondere, da ich mich bei diesen netten Freunden und der wunderschönen Eindrücke zum ersten Mal richtig verliebte. Entflammte in einen Freund meiner Cousins, der den Namen Rudi hatte. Ich glaube sogar, dass sein Taufname der erste Impuls war, der mein besonderes Interesse an ihm hervorgerufen hat, weil er mich so sehr an meinen Bruder erinnerte und in meinem Unterbewusstsein der Glaube schlummerte „ein Rudi kann ja nur was Besonderes sein“. Die Liebe beruhte auf Gegenseitigkeit.

Rudi war mir also von Anfang an vertraut und ich hatte ihn sehr gern. Aber die Trennung kam zu bald. Ich verabschiedete mich von Großbach und meinen Freunden und fuhr per Rad Richtung Heimat. Wie kann es anders sein, natürlich in Begleitung und dem Schutz meines neuen Freundes Rudi, der mich bis Hadersdorf begleitete. Nur bis dorthin, weil mir hier das Unglück begegnete.

Ein fremder Radfahrer fuhr mir mit großen Schwung in mein Hinterrad hinein. Ich stürzte ab. Mein Rad war demoliert und ich lag blutend an Händen und Füßen auf der Schotterstraße. Nach einer Verarztung musste ich mit der Bahn weiterfahren, während der Rudi das Vehikel versorgte, auf der Bahn weiterbefördern ließ und anschließend in die Wachau zurück fuhr.

Wir haben uns dann beide weiterhin geschrieben und einmal besuchte er mich sogar in Herrleis bei den Wimmereltern. Als Kaufmannssohn hat der Rudi, mit dem Geschäft in Willendorf, allen gut gefallen und wir dachten schon ein wenig ans Heiraten.

Aber nach einem Jahre kam plötzlich ein Brief, geschrieben von meiner Cousine Mitzi aus Großbach mit schlimmen Mitteilungen über meinen Freund. Ich weiß nicht, ob alles stimmte was sie da anführte; auf alle Fälle kam es dann zu einem Ende der Beziehung.



Der „wichtigste Rudi“ im Leben der *Annerl Fock*, alias Ehefrau *Anna*, das war der **Rudi Pasching**.

„Wir heirateten 1939. Mit ihm hab` ich stets Freud` und Leid, gern und mit dem ehrlichen Gefühl inniger Verbundenheit, geteilt.“

Rudolf Pasching

erlebte - von seiner Familie getrennt - fünf herbe Jahre im Zweiten Weltkrieg, errichtete anschließend, in den schwierigen Nachkriegsjahren, mit seiner Gattin Anna gemeinsam, die Gemischtwarenhandlung, *Hauptstraße 32*. Er galt als geselliger, humorvoller Mensch, war beliebt und überall gerne gesehen .

V. Von Herrnleis zum Heldenplatz

Die Märztage des Jahres 1938, mit ihren großen, bewegten Veränderungen, waren unruhige Zeiten.

Deshalb hielt ich mich zuerst in Herrnleis auf, half bei den Arbeiten im Hause mit und war auch hin und wieder in der Küche beschäftigt. So saßen wir während eines Mittagessens bei Tisch, als meine ehemalige Lehrerin, die in ihrer Pensionszeit hier im Orte verblieben war, bei der Tür hereinstürzte und dabei rief: „Österreich gibt's nicht mehr, Hitler ist einmarschiert!“ Sie besaß als eine der wenigen des Ortes ein Radio, hat diese Nachricht eben gehört und war sogleich zu uns herübergelaufen. Wir waren vorerst sprachlos.... darauf hin ratlos betroffen und haben dann ziel- und planlos nur so dahergeredet, was denn jetzt, da so zu machen wäre.

Die Politik der letzten Jahre ist ja nicht an uns sang und klanglos vorübergegangen, aber wir haben uns auch nicht besonders damit befasst, obwohl es in manchen Orten der Umgebung, zwischen den Leuten oft lautstarke bis handfeste ideologische Auseinandersetzungen gegeben hat. Überall in den Dörfern gab es jetzt auf einmal illegale Nazis, die mit ihren selbstfabrizierten Hakenkreuzfahnen ihre Häuser schmückten. In Herrnleis war das nicht so. Aber von den Nachbardörfern, wie Ladendorf, hat man gehört, dass eine Menge junger Leute in diesen Tagen nach Wien gefahren sind, um die Ereignisse hautnah dort mitzuerleben und sich dort, wie alle anderen, heiser geschrien haben.

Mich 26 Jährige hat diese Zeit rein persönlich auch ein wenig berührt, denn ich hatte einen Verehrer, der ein großer Nazi war. Aber weil er ein Friseurgeschäft hatte, waren meine Zieheltern von ihm angetan. Ich aber mochte ihn weniger, vielleicht schon auch deshalb nicht, weil er mit den Nationalsozialisten geistig so eng verbunden war.

Als ich nach einer Woche wieder nach Wien fuhr um meiner Tante im Geschäft auszuhelfen, da war der erste Rummel mit dem „Hitler – Besuch“ schon vorbei. Der Führer des Großdeutschen Reiches versprach ja, dieses Österreich in einen blühenden Garten zu verwandeln, aber wir haben nicht so recht daran glauben können

Die Tante in Wien aber erzählte mir von ihren Sorgen. Sie klagte insbesondere, dass viele von ihren Kunden, unter denen auch einige sehr reiche Juden waren, über Nacht auf einmal verschwunden sind. Darunter welche, die es es sich zur Gewohnheit gemacht haben, nur jeden Monat alles zusammengerechnet zu bezahlen. Und jetzt waren sie so plötzlich spurlos weg, ohne ihre Rechnung zu begleichen oder auch nur ein Wort zu sagen. Allein, es blieb ja kein Geheimnis, dass man sie deportiert hatte. Ganz einfach aus ihren Wohnungen herausgeholt und gewaltsam irgendwo hingbracht. Wohin, das wusste niemand. Aber die Tante schloss mit der Bemerkung, dass es ihr um das „verlorene Geld nicht leid tue, wenn die nur ihr Leben haben retten können“.

An einem Wochentag, an dem uns unsere Tante und Chefin aussertourlich freigab - wir hatten vorerst keine Ahnung „wieso“ - schickte sie uns Mädchen in die Stadt mit der Information und dem Auftrag, „da spricht der Gauleiter Bürkel, den müsst ihr euch anhören“. Froh über die Freizeit fuhren wir tatsächlich hinein auf den Heldenplatz.

Dort standen schon in Erwartung der Dinge tausende Menschen, einer dicht neben dem andern, soweit das Auge reichte. Endlich tat sich vorne etwas und Bürkel begann zu reden. Es war eine Hetzrede von Anfang bis zum Ende. Zwei Stunden mussten wir uns – wir standen am Rande der Menschenmenge - das anhören. Respektlosigkeiten und gehässige Worte

über Religion allgemein was da alles schlecht war, ... über Kardinal Innitzer... und vieles Unschöne, was ich mir gar nicht gemerkt habe.

Die Massen haben begeistert geschrien und den Redner mit minutenlangen zustimmenden Sprechchören unterbrochen. In meinen Gedanken habe ich mich gefragt, ob wohl d i e s der Nationalsozialismus sei ?

Eine Hetztirade folgte der anderen. Fast zum Fürchten !

Das Schlimmste aber war, dass nach der Bürkel'schen Hassrede alle oder zumindest viele davon, mit lautem Geschrei und Sprechchören, Richtung oder sogar bis zum Stephansplatz gezogen sind. Ein paar trugen einen aus Holz verfertigten Galgen mit, an dem in einer Papierzeichnung Kardinal Innitzer aufgehängt war. Darunter mit der Aufschrift: „ Hier wollen wir Innitzer sehen“.

Die johlende Menge wälzte sich bis zum Palais von Kardinal Innitzer, stürmte in das Gebäude und warf zum Auftakt dieser grauslichen Demonstration einige junge Priester mit Gewalt beim ebenerdigen Fenster hinaus.

Wir hatten genug, verließen die schreiende Menge, gingen erschüttert weg und fuhren wieder heim. Erregt und aufgewühlt erzählten wir der Tante unsere Erlebnisse. Diese gestand uns dann auf das hinauf, dass sie als Geschäftsfrau und „Judendienerin“ - wie es in dem Schreiben hieß - am Vortag die schriftliche Aufforderung erhalten habe, ihre Angestellten zu dieser Versammlung zu schicken und es nicht gewagt habe, diesen Schrieb zu ignorieren.

Ich hatte von diesem Tag an von den Nazis restlos genug und habe mein weiteres Leben danach gerichtet und eingestellt.



Eine nette Erinnerung an liebe Freunde !
...unsere Mieter, Herr u. Frau Steyskal
mit ihren Töchtern.

Viele Jahre wohnten sie bei uns in unserem Hause. Wir haben uns gut verstanden. Herr Steyskal war ehemaliger Eisenbahner.

Hier feiert das nette Ehepaar ihren „Achtziger“ mit Töchtern und in ihrer Mitte der Pfarrer Franz Enzelberger.

Mit letzterem verbindet mich ebenfalls eine rege gemeinsame Tätigkeit, da ich unter ihm (aber auch schon unter dem ersten Pfarrherrn von Sigmundsherberg DDr. Josef Rothenschlager) viele Jahre die Legio Mariens leitete. Das waren für mich unzählige Gebetsstunden in der Christophorus Kirche und außerhalb des Gotteshauses mit andern Frauen des Ortes karitative Arbeit im Sinne christlicher Nächstenliebe.

VI. In den ehelichen Hafen

An einem Sonntag vormittag mussten mein Onkel und ich das Geschäft sauber machen. Nachmittags hatte ich frei und begab mich mit einem Buch in den Garten. Gelesen habe ich überhaupt sehr gerne und wann es nur meine Zeit erlaubte, zog ich mich mit einer Lektüre zurück. Hin und wieder aber besuchte ich auch die alte Dame Helene. Dann plauderten wir angeregt bei Kaffee und Kuchen über die aktuellen Tagesereignisse und über dies und jenes. Wir verstanden uns ausgezeichnet und waren meist einer Meinung.

Bei Helen wohnte in Untermiete ein sich schon in Pension befindlicher Major. Dieser wieder hatte einen Freund, ich weiß sogar noch seinen Namen, er hieß Kilian. Beide Herrn vertrieben sich meist die Zeit mit dem Schach - Spiel. Beide waren noch gut aussehend und im Alter um die 60 Jahre. Sie hatten noch unter dem Kaiser gedient und wussten eine Menge Geschichtchen aus ihrer aktiven Zeit zu erzählen. Als sie wieder einmal über ihrem geliebten Spiel gebeugt waren, guckte ich ihnen ein wenig über die Schulter. Sie fassten dies als besonderes Interesse auf und boten sich sofort an, mir dieses königliche Spiel zu lernen. So saßen wir oft zu viert beisammen und sie zeigten der Helene und mir die Kniffe des Schachspieles. Nach dem Spiel luden uns die beiden Herrn oft noch zu einem kleinen Ausgang in die Stadt ein. Wir nahmen ihr Angebot auch einige Male an und gelangten auf diese Weise in ein Lokal, in dem noch weitere ihrer Freunde, lauter ehemalige Offiziere, anzutreffen waren. Alles „lauter anständige Herrn“ taxierte Tante Helen unsere Galans und ich nahm es ihr ab.

Wieder an einem solchen Nachmittag bot sich der Major an, mich in die Stadt auszuführen, um mit Herrn Kilian und mir etwas zu unternehmen. Was er vorgeschlagen hat, ist meinem Gedächtnis entschwunden, weil es dann ganz anders gekommen ist. Jedenfalls war von einem Herrn Kilian da drinnen in der Stadt, weit und breit nichts zu sehen. Deswegen bot mir mein Begleiter an dessen Stelle an, mit ihm zu einem Kaffee ein Hotel aufzusuchen. Ahnungslos habe ich das auch noch mitgemacht, aber als er mit mir ein Zimmer aufsuchen wollte, wurde ich stutzig. Trotz meiner Naivität, auf die er baute, durchschaute ich seine uralte männliche Taktik und machte einen Rückzieher. Einige Augenblicke versuchte er noch vor der Rezeption mich von seinem edlen Vorhaben zu überzeugen. Ich aber habe die Flucht ergriffen und habe die Hoteltür von aussen geschlossen.

Einen lustigen Satz, den der Herr Major nach seinen Gedankengängen geprägt hat, möchte ich meinen Lesern nicht vorenthalten. Ich hatte an diesem Tage und bei diesem für mich harmlosen und unschuldigen Rendezvous ein rotes Kleid an, das von oben bis unten, vorne, mit schmucken Zierknöpfen versehen war. Das hat sein besonderes Interesse hervorgerufen und er meinte deswegen, ich sei genau so „zugeknöpft, wie mein Kleid“ da. Das stimmte auch und ich hätte fast lachen müssen, wäre die Situation nicht so hinterhältig von ihm eingefädelt worden. Dann ging ich eben allein zur Straßenbahn, bin um eine Erfahrung reicher geworden und fuhr heim zu Onkel und Tante.

Diese Abfuhr, verbunden mit männlichem Mißerfolg war ihm aber dann doch recht peinlich. Ich bin dann wieder einige Wochen nach Herrleis gefahren und habe den Herrn Major auch dann, als ich wieder nach Wien zurückkam, nicht mehr zu Gesicht bekommen. Das heißt, er war noch immer bei Tante Helene in Untermiete, aber er mied mich und ergriff das Hasenpanier, sobald er meiner ansichtig wurde. Aber sooft bin ich nach dieser Begebenheit dann auch nicht mehr zur Tante Helen gekommen.

Meine Wiener Kusine war schon lange verheiratet und die konnte gar nicht verstehen, dass ich für Männer nichts übrig hatte. Und ihre Frage ging immer dahin, „ob sich denn bei mir so

gar nichts rührt?“ Meine Entgegnung war wiederum, dass es erst soweit sei, bis der Richtige kommt“. Mein Grundsatz war, dass in dieser Beziehung eben alle stimmen müsse.

Aber die Zeit reifte schneller heran, als ich es in meinen Vorstellungen und Wünschen glauben konnte.

Meine andere Kusine lud mich zu ihrer Hochzeit ein. Zu Weihnachten nach Groisbach in die Wachau. Ich freute mich sehr auf dieses Fest und wollte den ersten Zug dahin benützen, um ja frühzeitig dort zu sein und um das ganze Fest auskosten zu können. Aber bald wäre etwas dazwischengekommen. Denn als ich an diesem Morgen allzu rasch aufstand und aus dem Bett hüpfte, wurde mir auf einmal miserabel schlecht und grundübel. Schon meinte ich der Einladung zur Trauung nicht folgen zu können. Mit dem innerlichen Hin und Her, „geht’s oder geht’s nicht“, vergingen die schon sehr eingeteilten Minuten. Mir wurde aber dann doch besser und die Franz-Josephs Bahn konnte ich doch noch erwischen, indem mich im letzten Moment ein befreundeter Autobesitzer schnell und gerade noch auf die Minute zum Bahnhof brachte.

Im Hochzeitshause angekommen, ging wieder alles normal. Nachdem ich der Braut beim Anziehen ihres Kleides behilflich war, trafen aus Langenlois die Hochzeitsgäste mit dem Bräutigam ein und ich wurde diesen Familien vorgestellt. Da fiel mir sofort der Bruder des zukünftigen Ehemannes in angenehmer Weise mit seinen lustigen Augen auf. Und weil der auch heiter zu plaudern verstand und obendrein noch „Rudi“ hieß, war es um mich geschehen. Aber auch bei ihm hat es sofort „gefunkt“, er blieb mir fortan nahe und schon bei der Heimfahrt von der kirchlichen Trauung, verstand er es, an meiner Seite zu sitzen und er ging auch nimmer weg.

Wir plauderten munter und leicht drauf los und wie er mir (dann schon mehrmals in verschiedenen Varianten) erzählte, war er gelernter Kaufmann. Das war zumindest der zweite Grund, dass uns der Gesprächsstoff nicht ausging. Der erste aber war wohl jener, dass wir uns von ersten Augenblick an sympathisch waren und uns freuten, gegenseitig tiefer in die Augen zu blicken „als es sonst üblich war“. Es war uns beiden so, als hätten wir uns schon seit ewigen Zeiten gekannt.

Abends fuhren wir gleichzeitig und in einer Richtung mit der Bahn weg. Weil wir zumindest ein Stück gemeinsam hatten, saßen wir jetzt natürlich schon ein bißchen enger beisammen – auch „als es sonst üblich war“ – und nachdem er, wie er mir rechtzeitig mitteilte, in Hadersdorf aussteigen müsse, machte er mir in Eile ab der Station Willendorf einen Heiratsantrag. „Der hat’s aber eilig“, dachte ich mir, während auch ich die herankommenden Dinge kaum mehr erwarten konnte. Noch auf dem Trittbrett der alten Eisenbahn, machten wir uns für Neujahr ein Rendezvous aus.

Zu Weihnachten war ich wieder in Wien. Und als mich dann, nach meinem Bericht, meine Kusine nach den „tieferen“ Ereignissen in Groisbach erwartungsvoll befragte, konnte ich ihr „grünes Licht“ geben und ihre neugierigen Fragen in meinem und ihrem Sinne freudigen Herzens beantworten.

Der Tag nach Neujahr kam viel zu langsam heran, aber er ist doch gekommen und der Rudi, mein neuer Freund und fast ja schon mein Verlobter, stand vor der Tür des Bauernhauses in Herrnleis. Mit bangem Herzen habe ich sein Ankommen wahrgenommen. Wie wird er bei meinen Zieheltern ankommen, wie werden sie ihn aufnehmen? Rudi stand da zuerst vor der Haustür, um den Hals einen Fotoapparat, schick angetan mit langem Winterrock, einen weißen Schal und einem schwarzen Halbkrach (Zur Erklärung des

letzteren Bekleidungsstückes muss gesagt werden, dass dieser steife Hut – „Halbkrach“ - damals große Mode war und unbedingt zur Top-Kleidung eines Antrag stellenden „Freiers“ dazugehörte).

Wie ein echter Kavalier hat er meine Zieheltern um die Hand ihrer Tochter angehalten. Und die Formulierung „ihrer Tochter“ muss wohl die letzte Unsicherheit meiner Zieheltern hinweggespült haben, denn sie waren gleich Feuer und Flamme für den Rudi.

Beim gemeinsamen Mittagessen verstand er es fröhlich zu plaudern, auch ein wenig einzuflechten, dass er gelernter Kaufmann sei, dreiunddreißig Lenzte zählte und ein Haus in Sigmundsherberg an der Franz-Josephs- Bahn besitze. So verging die Mittagszeit in einer äußerst angenehmen Atmosphäre. Nachmittags sonderten wir uns von den übrigen etwas ab, um ungestört von uns wichtigen Dingen reden zu können.

Ab dieser ersten Vorstellung kam Rudi mit seinem Motorrad Sonntag für Sonntag zu mir. Einmal bin ich sogar mit ihm nach Hause mitgefahren und machte einen Besuch in der Mühle seines Bruders. Seine Eltern lebten nicht mehr, eine Schwester wohnte in Klosterneuburg und ein weiterer Bruder war Fachlehrer in Tulln. In kurzer Zeit lernte ich die ganze Großfamilie kennen und alle waren mir gut.

Leider war Rudi, wie viele Männer damals, arbeitslos. Er hatte zwar Haus und Geschäft in Sigmundsherberg, das er aber zur Zeit verpachtet hatte. Der Vertrag sollte im Juni 1939 enden und wie wir jetzt schon unsere Zukunft besprachen, wollten wir das Geschäft selbstständig dann weiterführen.

Ein ungueter Zwischenfall gelangte durch meine Kusine, die mir bereits meine erste Liebe kaputt gemacht hat, zu uns, indem sie dieselbe Intrige anwendete, um auch diese Liebe zu zerstören. Diesmal aber meinte sie, dass mein Verlobter nur aufs Geld aus wäre. Ich aber habe mir den Glauben an Rudi nicht nehmen lassen und wir beide haben im Gespräch alle Unsinnigkeiten ausgeräumt. Keine trüber Wolke war mehr vorhanden und wir setzten bereits den Hochzeitstermin fest. Es sollte Osterdienstag, der 11. April 1939 sein.

Nun musste ich noch ins Pfarramt nach Langenlois. Und als ich im Mühlen- und Hausgebäude meines zukünftigen Schwagers ankam, lag mein Verlobter mit Masern im Bett. Es war ja fast von großem Glück zu sprechen, dass nicht auch noch ich von dieser damals zu fürchtenden Krankheit befallen wurde. Doch auch das bekamen wir hinter uns und der Hochzeitstermin rückte immer näher. An Beschäftigung fehlte es mir nicht, weil ich alles Planen für diesen schönen Tag sehr genau nahm. Zuerst war ich mit dem Schneidern meines Brautkleides beschäftigt und dann in der Folge weiter mit der anderen Vorbereitung unseres Hochzeitsfestes.

Im Schloss Ladendorf haben wir standesamtlich geheiratet und anschließend kirchlich in Herrleis. Mein geistlicher Bruder Rudi hat uns getraut.

Aus seiner Ansprache merkte ich mir den Satz. „Ihr sollt keinen Verdruss in die Nacht hineinnehmen und wenn's schon einmal passiert, dann vorm Einschlafen, immer aussöhnen!“ Das haben wir beide, der Rudi und ich, immer so auch gehalten.

Beim Hochzeitsschmaus war's recht lustig

Den Ratschlag, den mir bei der Hochzeitstafel eine mit eingeladene ältere Dame gegeben hat, den habe ich auch prompt befolgt: „Wenn dein Mann in der Brautnacht die Unterhose auszieht, dann schnapp sie dir rasch und ziehe sie dir schnell an. Dann wirst du die Oberhand in der Ehe haben!“ Ich war zwar als liebende Frau nicht unbedingt darauf aus, die „Hosen anzuhaben“ – ich hab sie ja auch gleich wieder ausgezogen - aber wenn es

gelegentlich später einmal sein muss, eine wichtige Entscheidung zu treffen, da möchte ich natürlich mindestens zur Hälfte mit dabei sein. Und von einer solchen Ehe ist eher anzunehmen, dass sie gut geht.

Den Hochzeitsabend verbrachten wir im Hotel der Verwandten meines Mannes in Wien.



Mein Bruder Rudi als Pfarrer

Unsere junge Ehe war sehr schön. Endlich hatte ich einen Menschen, der mich liebte. Liebte, so wie ich war. Und wir waren glücklich. Die Tage und Stunden gehörten uns, uns ganz allein.

Mit dem Motorrad waren wir nach unserer Hochzeit in ganz Österreich unterwegs. Wir nahmen uns viel Zeit, hatten sie auch, weil uns diese ausschließlich bis zur Rückgabe des Geschäftes gegeben war und die wir auch nützten.

Doch dann kam wieder etwas Unvorhergesehenes dazwischen. Ein behördlicher Erlass besagte, dass zur Zeit niemand gekündigt werden darf. Von keiner Wohnung und von keinem Betrieb. Danach hatten wir uns zu halten, hatten daher keine eigene Wohnung, auch kein Geschäft und mein Gatte war bis dato arbeitslos.

Kein schöner Beginn. Aber wir zogen nach Herrnleis und wohnten dort so lange, bis Rudi eine Arbeit gefunden hatte. Er bekam schließlich einen Posten als Krankenkassen-Kontrollor für die Umgebung von Horn und deshalb musste er sich in dieser Stadt ein Zimmer nehmen. Ich aber blieb in Herrnleis, weil sich zu unserer Freude Nachwuchs ankündigte.

Wir wollten aber keinen Tag getrennt sein und deshalb versuchten wir eine kleine Wohnung in der Nähe von Horn aufzutreiben. Eine solche fanden wir schließlich in Rosenburg. Zogen aber nicht sofort dorthin, weil ich mein Kind daheim in Mistelbach zur Welt bringen wollte und weil auch dort eine Tante von mir als Hebamme tätig war.

Am 16. Februar 1940, mitten im Kriege, kam unsere kleine Anneliese zur Welt. Getrübt wurde das Glück nur durch meine Krankheit im Kindbett, eine schwere Angina mit Fieber. Doch auch das ging wieder vorüber und wir als junge Familie übersiedelten nach Rosenburg.

Dort herrschte Freude und eitel Wonne, bis, ja bis der Einrückungsbefehl an meinen Mann erging. Das war der 2. Oktober 1940. Anneliese war damals 8 Monate jung. Hatte blaue Augen und einen blonden Schopf. Und unser Glück war trotz des Krieges, zumindest daheim, vollkommen.



Ich, als Braut mit den Brüdern

VII. Kriegsjahre und die erste Nachkriegszeit

Es war im Kriegsjahr 1940. Mein Mann musste am 2. Oktober zur Deutschen Wehrmacht einrücken und kam in die Kaserne St. Pölten, um dort das Kriegshandwerk von Grund auf zu erlernen.

Schon nach zwei Wochen besuchte ich ihn, nachdem ich unser Töchterchen in die Obhut meiner Nachbarin gegeben habe

Rudi, in Soldatenuniform, erwartete mich bereits am Bahnhof. Begrüßung herzlich und schmerzlich zugleich. Geweint und gelacht.

Wir gingen ein Stück des Weges und weil „meine Männer“, sprich „Soldaten“ es so gut organisiert hatten, stand da auch auf einmal mein Bruder Fritz zur Begrüßung da und noch ein Stück weiter mein Bruder Rudi. Die beiden Brüder waren in Sprazern stationiert, aber heute zu einem kleinen Familientreffen hier nach St. Pölten hergekommen. Der Nachmittag verging allzu schnell und gegen Abend mussten wir uns trennen. Die drei Vaterlandsverteidiger in ihre Kaserne und ich zu meinem Kind nach Hause.

Diese Form der Zusammenkunft haben wir einige Male wiederholt und uns ein paar Mal in dieser Weise getroffen, solange eben alle drei in diesen Kasernen stationiert waren. Zu Weihnachten durfte mein Mann sogar noch einmal nach Hause, zu uns, zu seiner Familie.

Inzwischen hatten wir daheim schon vorübergehende Einquartierung. Es waren drei deutsche Landser oder Unteroffiziere - so genau weiß ich das heute nicht mehr - die man uns raummäßig zugemutet hat. Alles nette Leute, Pifke aus dem „Altreich“. Zum Feste des Friedens, zur obligaten Weihnachtsfeier haben wir sie natürlich eingeladen, sie feierten mit uns den Heiligen . Abend, mit Christbaum, kleinen Geschenken und „Stille Nach, heilige Nacht“. Ein berührendes Fest, in dem sich alle gleich demütig fühlen und nur Heimatgefühle aufkommen lassen. In den abendlichen Gesprächen zwischen den „Soldaten“ wurde es immer offener, dass keiner von ihnen von seinem derzeitigen Schicksal begeistert war und sie hätten lieber diese Tage bei ihren Familien daheim verbracht . Auch die Parteipolitik, der „Führer“ mit eingeschlossen, wurde offen kritisiert, aber das stellte sich erst heraus, als die Gespräche zwischen uns schon mehr vertraulich wurden.

Anneliese konnte schon, mit ein wenig Unterstützung, bis zum Christbaum gehen und wir waren in den paar geschenkten Familientagen sehr glücklich.

Nach Weihnachten hat man meinen Mann und meine Brüder in andere Einheiten verlegt. Mein Bruder Fritz wurde einem hohen Offizier als Fahrer seines Dienstfahrzeuges zugeteilt, später in dieser Dienstpflicht dort auch verwundet, währenddessen der Rudi zur Sanität kam. Mein Mann hingegen wurde Lastwagenfahrer in einem Munitionszug. Ein Himmelfahrtskommando. Sonderbarerweise wurden alle drei zu Einheiten am Balkan stationiert.

Ein überraschend freudiges Erlebnis hatte ich noch im Mai 1941. Ich war eben ein paar Tage zu Besuch bei der „Tante Mitzi“ der Schwester meines Mannes, in Klosterneuburg. An einem der Abende - wir saßen gerade zu Tische - schlägt plötzlich die Hausglocke an. Ohne auch nur die geringste Ahnung davon zu haben, sagte ich spontan: „Das ist Rudi“. Und leibhaftig stand er vor mir. Überraschung und große Freude. Der Grund seines Kurzurlaubes war die Verlegung seiner Einheit vom Balkan weg, vorübergehend nach Wien (Klosterneuburg gehörte damals zu Wien), von wo es dann in ein neues Einsatzgebiet ging. Es waren zwar nur zwei Tage die für uns blieben aber die voller Glück und der Abschied wurde wieder zu einem Bangen, was wohl die Zukunft bringen werde.

Im Sommer 1941 wussten wir, dass unser Bangen berechtigt war. Die Einheit meines Mannes wurde nach Russland verlegt. Die Verlegung nach „Russland“ wurde für uns zur Schreckensnachricht und beinhaltete alles was mit Angst und Grauen zusammenhing. Wessen Einheit in diesem weiten Land zum Einsatz kam, der konnte damit rechnen nicht so bald wieder seine Heimat zu sehen.

Das einzige das uns daheim und unsere angehörigen Soldaten aufrecht erhielt, waren die täglichen, wöchentlichen, sporadischen Schreiben, die hin und her gingen. Mit der Postverbindung klappte es jedoch vortrefflich. Eine gute Organisation zur Übermittlung der Nachrichten zur und von der Front war gegeben und Briefe, sogar Pakete wurden gewissenhaft von der „Feldpost“ befördert.

Ich schrieb meinem Mann jeden Tag, zumindest ein paar Zeilen und versuchte jeden zweiten Tag ein Schreiben abzusenden. Legte auch jedes Mal gewissenhaft drei Zigaretten bei. Er erhielt diese Briefe, wie er mir mitteilte, oft gleich drei auf einmal. Aber das spielte keine Rolle. Wir waren brieflich verbunden und das erhielt uns aufrecht. Auch ich bekam umgekehrt pünktlich die Schreiben von Russland.

Die Wimmermutter wurde im Herbst dieses Jahres schwer krank. Magenoperation und Diagnose Krebs. Der Winter darauf wurde für uns eine bange Zeit. Sie verfiel körperlich immer mehr und sie wusste auch welcher Weg ihr bevorstand. Zeitweise hatte sie große Schmerzen, ertrug aber ihr Leiden tapfer.

Ihre letzte Freude war noch unser Kind, die Anneliese.

Ab April 1942 konnte die Wimmermutter nicht mehr aus dem Bett. Guter Trost war ihr aber Rudi, mein Bruder, der sie als Geistlicher so oft besuchte als er sich freimachen konnte.

Am 8. Mai 1942 verstarb sie, ruhig und gefasst. Bis zu ihrem letzten Atemzug habe ich sie gepflegt und ich danke Gott dafür, dass ich es machen durfte.

Das Leben ging trotz Krieg und Abwesenheit meines Mannes weiter, der Pächter des Geschäftes in Sigmundsherberg war inzwischen ausgezogen und die ebenerdige Wohnung wurde frei.

Die Gemeinde Sigmundsherberg interessierte sich sofort für die jetzt leerstehenden Räume und gedachte mit unserem Einverständnis eine „Rote Kreuzstelle“ dort unterzubringen. Jedoch wir (ich und mein Mann in brieflicher Form) kamen zum Entschluss, ab jetzt das Haus selber zu benutzen. Die Möbel in Herrnleis ließen wir zurück und übergaben alles der Schwester meines Vaters.

Mit unserer zweijährigen Anneliese und dem 66-jährigen Opa zogen wir in die für uns ganz neue Heimat nach Sigmundsherberg. Das Haus war groß genug uns aufzunehmen, wir hatte alle Platz. Außer uns wohnte im Stock oben noch ein älteres Ehepaar.

Alles war hier schön, nur eines störte uns gewaltig. In Sigmundsherberg gab es eine Menge verbissener Nazi (Nationalsozialisten), die im Orte das Sagen hatten und davon auch Gebrauch machten. Hier herrschte ein mehr unpersönlicher und rauere Ton, als wir es in Herrnleis gewohnt waren. Wir mochten es so und es war für uns eine Selbstverständlichkeit, sonntags in die Kirche zu gehen. So wie es uralte Gepflogenheit war und unser Glaube es verlangt. Das war aber hier ein Unrecht. Man wurde beobachtet und die Bonzen machten auch kein Geheimnis daraus, „man wurde deswegen aufgeschrieben“, zumindest geistig. Man kam auf eine schwarze Liste und es wurde einem bei Gelegenheit spürbar gemacht.

Damit wir uns fortbringen, so musste ich zu den Bauern arbeiten gehen, währenddessen Opa daheim auf Anneliese achtete.

Für diese Mithilfe in der Landwirtschaft bekamen wir saisonbedingte Lebensmittel, auch Milch, Brot und Früchte. Besonders die vollwertige Kuhmilch benötigte ich für mein Kind dringend. Dieses Tauschgeschäft Arbeit gegen Lebensmittel durfte man aber nicht, so wie es sich abspielte vollkommen offen legen oder auf die große Glocke hängen. Verschleierungstaktik war angebracht. Es sollte möglichst niemand davon wissen, bzw. es wurde alles im Verborgenen abgewickelt. Bei Dunkelheit und unter den Kleidern. Denn auch die Bauern wurden sehr genau kontrolliert. Und wenn es einmal ein Stück Fleisch war, das man da „schwarz“ ausgehändigt bekam, so musste man besonders vorsichtig sein, um nicht erwischt oder angezeigt zu werden. Es war eine schreckliche Zeit und es gab überall Neider und Spitzel. Nicht einmal einem sogenannten guten Bekannten war da mehr zu trauen. Wir lebten deshalb immer in Spannung und Angst, doch einmal erwischt zu werden, da wir durch das Kirchengenossen sowieso schon auf der schwarzen Liste standen.

Stalingrad 1942. Die große Wende des Zweiten Weltkrieges. Mein Bruder Rudi war Sanitäter im Kessel drinnen, kam nicht mehr heraus und musste dort sein Leben lassen. Ein Schreiben von seinem „Heldentod“ war alles, was von ihm geblieben ist. Rudi hat mir viel bedeutet und über seinen Tod kam ich lange nicht hinweg.

Trotz der Angst und des Schreckens, der jeden Tag neu und in vielen Gesichtern zu erwarten war, musste aber das Leben weitergehen. Auch das Leben bei uns in Sigmundshergberg. Aber das Leben konnte nur weitergehen, wenn ich für meine Tochter einen Schuhbezugschein erhalten würde, mit dem ich dann wieder Kinderschuhe kaufen könnte. Ein solcher Bezugschein für Schuhe war aber nur „auf der Gemeinde“ zu bekommen. Ohne Bezugschein keine Schuhe und ohne Schuhe konnte ich mit meiner Tochter nicht auf die Straße gehen. Also „hinauf (wir wohnten hundert Meter entfernt) zur Gemeinde. In die Höhle des Löwen.

Ein paar Wochen früher hatte ich schon die Erfahrung gemacht, dass man den Oberbonzen der politischen Partei names St., nicht mit mit einem freundlichen „Guten Morgen“ grüßen dürfe, denn genau das hatte ich getan und wurde sofort von ihm gerügt und belehrt, dass man sich mit „Heil Hitler“ zu begeben habe. Drum hab ich mir das gemerkt, zumal ich ja von der Gemeinde etwas wollte.

Ich ging also in die Partei- bzw. in die Gemeindestube und brachte mein Anliegen vor, d.h. ich habe eigentlich recht untertänig darum gebeten. Doch man kannte mich dort schon als politische Außenseiterin und schwarzes Schaf und sagte sofort, ohne mich anzusehn, wörtlich und verletzend kaltschnäuzig: „Wir haben nur Bezugscheine für d i e, die etwas leisten. Für S i e haben wir keinen.“ Da trat aber der Mutterinstinkt in mir vollends in Aktion und ich bin „hochgegangen“. Die Folgen waren mir in diesem Moment gleichgültig und habe lautstark entgegnet: „Nichts geleistet ? Ist das keine Leistung, wenn man Mann und Bruder an der Front hat und ein weiterer Bruder bereits gefallen ist?“

Und in Sekundenschnelle schossen mir die Gedanken durch den Kopf, was sich denn diese Leute eigentlich hier herausnehmen. Was sich dieser Herr, ein untergeordneter Gemeindebeamter, denn eigentlich anmaßt, wie er auch heißen mag und die, die da im Vollen sitzen. Aber das habe ich natürlich nicht gesagt, sondern nur gedacht.

Der Bürgermeister S., ein gemäßigter Nazi, war auch im Raum, hat das mitgehört und der sagte dann, trotz des abschlägigen Bescheides dieses Bezugschein verwaltenden Gemeindebeamten, zu mir gedämpft, ich solle mich beruhigen und ich würde einen Bezugschein ausgefolgt bekommen.

Das war nun wieder erledigt, aber es gab immer wieder mit Partei und Gemeinde solche und ähnliche Aufregungen.

Aber hin und wieder leuchteten auch für uns kleine wirtschaftliche Lichtblicke. Beim Toifl in Pürstendorf – das waren Verwandte zur Wimmermutter - die haben uns immer wieder in diesen schweren Zeiten geholfen. Die haben mehrmals während des Krieges Spanferkel geschlachtet. Das ging leichter, da diese noch nicht amtlich gezählt und registriert waren. Und wenn wieder so ein verheißungsvolles Briefchen mit jenem fleischlichen Angebot bei uns eintraf, so haben wir davon Gebrauch gemacht. Aber das durfte natürlich auch niemand wissen und war auch gefährlich. Ein gewisses Risiko. Denn Bahnfahrer wurden immer wieder sporadisch überprüft. Bei solchen Fahrten nahm ich immer Anneliese mit mir, denn wenn ein kleines Kind dabei war, hatte man die Chance nicht so genau kontrolliert zu werden. Aber ich stand immer wieder tausend Ängste aus.

Vom Schwager in Langenlois, der eine Mühle betrieb, erhielten wir immer wieder etwas Mehl. Viel davon durfte man nicht befördern, das wäre aufgefallen und wenn man erwischt worden wäre, um so größer wäre die Strafe gewesen. Aber, wie ich schon anführte, im Beisein von Kleinkindern haben die Kontrollorgane eher ein Auge zugeedrückt.

Ebenso gefährlich aber war es für den „Geber“, der wurde, wenn er Hamsterern Lebensmittel schwarz ausfolgte, mindestens ebenso bestraft, wie der Hamsterer selbst. Vielfach hing auch die Existenz des Lebensmittel - Erzeugenden Betriebes ab.

Aber die kontrollierenden „Brüder“ haben ja meistens gewusst, wie d e m zu begegnen sei und haben dann, wie in diesem Fall beim Müller vorgeschrieben, ihn unter Umständen unter Druck gesetzt und selber dann in den Rucksack hineingestopft, was ging.

Durch diese kleinen „Hamsterfahrten“ haben wir immer wieder unsere Fleisch-, Fett und Mehlkarte aufge bessert und wir hatten dadurch immer zu essen.

Aber es gab in dieser Zeit auch eine Menge Leute, die nur j e n e s hatten, was sie auf Grund der Lebensmittelkarten zu kaufen bekamen. Aber das war zum Verhungern zu viel und zum Leben zu wenig.

Unsere Briefe, an die Front und an die Heimat, gingen Tag für Tag pünktlich hin und her. Alles schrieb ich, selbst das vermeintlich Unwichtigste, denn für Rudi war alles bedeutend. Er kannte unseren ganzen Tagesablauf und ich wieder zumindest in großen Zügen, was so mit und um ihn geschah. Dabei musste man ebenfalls vorsichtig sein. Vieles durfte man nicht zu Papier bringen oder zumindest s o in solcher Weise, dass die Brief-Zensur keine verfängliche Stelle zu lesen bekam, um dann das Schreiben in den Papierkorb zu werfen.

Im Mai 1944 hatten wir noch einmal Glück, da Rudi wieder einmal Urlaub bekam. Zwei Wochen lang, weil die 9. Division, der mein Mann angehörte, von Russland abgezogen und verlegt wurde. Er kam so ganz unverhofft und die Freude war um soviel überraschender. Aber er hatte furchtbaren Hunger. Ich bereitete ihm gutes Essen, von all dem, was ich gerade daheim hatte oder schnell auftreiben konnte.

Von einem seiner Kameraden bekamen wir die Nachricht, dass sein Munitionswagen, den er bisher gefahren hatte, durch einen Volltreffer total zerschossen wurde. Ein Grund mehr, Gott zu danken, dass Rudi da nicht mit dabei war.

Die 9. Division wurde in die Eifel verlegt und als er wieder fort musste, hatte er nur bis Ungarn zu fahren, wo sich eben seine Einheit derzeit auf dem Marsch nach Westen befand.

Aber in jenen Tagen und Wochen wurde es immer offensichtlicher, dass wir den Krieg verlieren werden. Die Rückzüge, die als Frontverkürzungen hingestellt wurden, sprachen eine deutliche Sprache. Das deutete auf eine baldige Niederlage der deutschen Wehrmacht hin, wie es auch die Auslandsender berichteten. Aber die durfte man ja nicht hören. Und schon gar nicht reden darüber. Das KZ wäre einem sicher gewesen. Besonders einem Ortsbewohner radikaler Bosse, z.Bsp. wie hier in Sigmundsherberg. Ein paar Beispiele haben wir ja erlebt, wie mit dem späteren Bürgermeister von Maigen, der ins KZ Mauthausen kam. Die Partei hatte ihre politische Struktur wie ein Spinnennetz durchwebt. Niemandem durfte man trauen und bei politischen Gesprächen musste man besonders vorsichtig sein. Ja selbst Kinder hat die Partei benützt, um gegen deren Eltern regimefeindliche Beweise in die Hand zu kriegen.

Und wenn schon wir Österreicher in gewissen Belangen Schutz brauchten, die hier im Ort lebenden Fremdarbeiter hatten selbst bei geringsten Vergehen keine Chance. Ein Pole wurde beschuldigt, ein Schulmädchen mißbraucht zu haben. Wäre ja eine böse Tat gewesen, aber der Beweis dazu fehlte. Ausserhalb vom Orte Maigen, im Beisein anderer Fremdarbeiter und von Schaulustigen begleitet, wurde er stranguliert. Aber solche Vorfälle hatten wir mehrere in der Umgebung. Das Schlimme daran war nur, dass jeder NSDAP Ortsgruppenleiter Todesurteile aussprechen und vollstrecken durfte. Welche „Gerichtsverfahren“ solchen Urteilen vorangingen, kann man sich denken.

Der berechtigte, hier aber sehr schöne Satz „Das Leben geht weiter“ kam in unserer Familie wieder zur Geltung. Neues Leben kündigte sich in mir an und wir freuten uns darauf. Die Bauernarbeit für mich entfiel, nicht aber die zusätzlichen Lebensmittel, die da immer wieder

so hereinkamen. Ich hatte in Sigmundsherberg schon so viele Freunde und Gönner, dass ich vor allem meine tägliche Kuhmilch gesichert wusste. Die Forster-Leute, die in meinem Alter waren, versorgten mich Tag für Tag, wenn auch abends und in der Stille.

Die amerikanischen Bomber flogen fast täglich über unsere Gegend Richtung Wien oder Wiener Neustadt. Der „Kuckuck“ in Radio Wien kündigte sie schon mindestens eine halbe Stunde vorher an. Auch die Tiefflieger kamen immer näher und überflogen Sigmundsherberger Gebiet. Unser Bahnhof war ein vielbeobachteter und strategisch wichtiger Punkt und es fielen auch in der Nähe Bomben, wenn auch nicht sehr zahlreich.

Nun für mich nahte die Zeit der Niederkunft. Mistelbach hatte ich wieder ausersehn, um mein zweites Kind zur Welt zu bringen. Meine Tante war noch immer Hebamme im dortigen Spital und d e r vertraute ich vollkommen. Die Geburt ging normal, aber ich unterlag einem Blutsturz und als Folge dessen einem Nervenzusammenbruch. Die seelische Belastung der letzten Zeit war all zu groß gewesen. Meine Tante wich nur von meinem Bett, wenn sie es sein musste. Da gab`s auch noch einen Fliegeralarm. Ich war zu schwach, um den schützenden Luftschutzkeller aufzusuchen. Doch ich „erfing“ mich doch wieder und als ich das Krankenhaus verlassen durfte, waren auch schon die Russen in der Nähe. Zu meinem Schutze fuhr meine Tante mit mir und dem kleinen Rudi, bis nach Sigmundsherberg. Während der Fahrt mussten wir zwei Mal aus dem Zug flüchten, weil Tiefflieger über uns hinwegbrausten. Glücklicherweise daheim angekommen, gab es schon wieder eine Überraschung.

Es ging schon gegen Kriegsende.

Während meiner Abwesenheit hatten sich zwei deutsche Offiziere in unserem Hause einquartiert. Aber nicht nur bei uns waren welche, sondern fast in allen Häusern unseres Ortes. Die waren teilweise infolge der Kriegsergebnisse total verroht und versuchten das Leben auf ihre Weise auszukosten, wie es sich ihnen noch irgendwie bot. Bei Tag haben sie gesoffen und bei Nacht im Rausch ins Bett gemacht. Ich selbst war noch zu schwach, um all den missliebigen Ereignissen mit Kraft begegnen zu können. Gut, dass ich Opa bei mir hatte.

Der Krieg ging seinem Ende entgegen. Die Russen drängten den flüchtenden deutschen Truppen schon zu sehr nach. Aber unsere durchziehenden oder einquartierten Landser blieben auch nicht hier. An ihre Stelle kamen Kolonnen von Flüchtlingen. Mit Pferd und Wagen, mit Rindvieh, kleinen Kindern und alten Leuten zogen sie durch das Dorf. Versuchten Futter für die Tiere und ein wenig Lebensmittel für sich selbst zu ergattern. Wurden mit ernstesten Vorhaltungen aufgefordert weiterzuziehen und zogen auch weiter. Auch uns, den Ortsbewohnern wurde nahegelegt, nach Westen zu flüchten. Ein Zug stand dafür am Bahnhof bereit. Ich bin mit meiner Familie geblieben. Denn auch die Bauern konnten nicht alles verlassen und flüchten. Wohin denn? Ins Ungewisse? Nein !

Die Flüchtenden sind mit dem Zug nicht weiter als ins obere Waldviertel gekommen. Und dorthin sind ein paar Tage später auch die russischen Truppen angelangt. Nur wenige, die mit Pferd und Wagen nach Westen zogen, haben allenfalls Oberösterreich erreicht. Da hatten sie wieder zuerst die Russen und erst nach langen Verhandlungen der Siegermächte, zogen sie sich zurück und machten den Amerikanern Platz.

* * *

Doch wieder geistig zurück nach Sigmundsherberg.

Die russische Soldateska rückte über Ungarn unserem Bundesland näher, belagerte Wien und zog über das Weinviertel unserem Orte näher.

Die Deutschen waren weg, der Flüchtlingsstrom hörte auf. Zwei Tage fast völlige Ruhe.

Dann aber ging's los. Die ersten Russen kamen. Die waren verhältnismäßig zu ertragen. Aber der zweite Tross in den nächsten Tagen, der war zu fürchten. Sie durchstöberten alle Häuser, alle Wohnungen, alle Kästen und Truhen und „requirierten“ was ihnen gefiel. Unsere Mieter, das Ehepaar Steyskal im oberen Stock, sie sprachen beide tschechisch und konnten sich notdürftig mit den Iwans verständigen und dadurch einiges Unheil abwenden. Nebenan war der Gemeindefeldarzt Dr. Gassner, der aus der Gefangenschaft im Russland des Ersten Weltkrieges, die russische Sprache herübergerettet hatte, der half auch. Persönlich nützte ihm das aber auch nichts, da sie ihm an einem Nachmittag, als er helfend Beistand leisten musste, Auto und Uhr klauten, Verzeihung „requirierten“. Anderen aber konnte er mehrmals helfen.

Aber es blieb nicht bei schnellen Besuchen, sondern wir bekamen im Hause auch richtige Einquartierung. Das war ein russischer Ingenieur, mit dem wir uns richtig unterhalten konnten, da er die deutsche Sprache perfekt beherrschte. Als Hausfrau musste ich alles hinter ihnen wieder in Ordnung bringen, was sie „versauten“. Ich hatte in diesen Tagen für zehn Russen zu kochen. Sie brachten die rohen Lebensmittel und ich tischte ihnen auf. Wir durften ebenfalls mitessen, ich glaube fast sogar **m u s s t e n** mitessen, denn die Besatzer waren sehr misstrauisch.

Im Garten errichteten sie eine kleine Werkstat, in der sie Kraftfahrzeuge reparierten.

* * *

Zwischendurch und nebenbei betätigte ich mich im Rahmen der Caritas. Diese errichtete am Bahnhof eine große Küche, wo in riesigen Kesseln täglich Kartoffelsuppe für die von den Besatzern durchgeschleusten Gefangenen gekocht wurde. Nach einem Anruf, dass wiederum ein Transport von soundsoviel Gefangenen durchkäme, hatten wir die kräftige Suppe zu richten.

Die Frau des Gemeindefeldarztes Dr. Gassner, Frau Eckert und ich managten diese Sozialarbeit. Aber zahlreiche Helferinnen waren ebenfalls dabei, die den Waggons entlangliefen um die heiße Suppe auszuteilen.

* * *

Aber auch daheim musste die Hausarbeit weitergehen. Und da hat mir der Wimmergroßvater, der jetzt schon zu einem richtigen Sigmundsherberger geworden war, fest geholfen. „Unsere Russen“ aber blieben nicht lange hier. Sie wurden oftmals ausgewechselt. Ins Haus kamen immer wieder neue Gesichter. Gerade zu Neujahr. Da ging es aber zu. Da wurde die ganze Nacht gefeiert. Mit MP und Revolvern immer wieder Freudenschüsse abgegeben. Gott sei Dank im Freien draussen. Weit über den Ort hinweg.

Durch unseren Garten führte damals ein schmaler privater Gehweg, der den Bahnhof mit der Ortsstraße verband. Diesen benützten nicht nur manche Dorfbewohner, sondern auch bald auch die Russen, die in der Bahnhofskommandantur beschäftigt waren, aber im Orte ihr Quartier hatten.

So auch ein Besatzer, der sonst in der Nikles Villa (neben der Kirche), bei dessen Mietern der Familie Traxler wohnte und täglich da diesen Abkürzer benützte.

Und weil der Iwan bald bemerkte, dass in unserem Garten auch einige Hühner logierten, so konnte er nicht widerstehen und nahm nach damaliger echt russischer Gepflogenheit, ein gut gefüttertes Tier unter seinen Mantel mit. Den Fang präsentierte er mit Grinsen seiner Hausfrau, der Hertha Draxler, mit dem Auftrag eine gute Suppe daraus zu bereiten.

Die Frau Herta aber wusste genau, woher er dieses Federvieh hatte und dachte dieses Unrecht ein wenig zu mildern, indem sie sich vornahm, meinen beiden Kindern wenigstens ein wenig von dieser Hühnerbrühe abzugeben.

Sie füllte mit ein paar Schöpflöffel voll dieser dampfenden Suppe ein Kübelchen und begab sich damit auf den Weg zu uns. Sie rief uns aus dem Haus heraus und wollte eben ihr Vorhaben durchführen, als in dem Moment auch der Russe neben der Gruppe stand. Dem war das nicht verborgen geblieben und er ist ihr unbemerkt gefolgt. Und eben, als die Suppe den Besitzer wechseln sollte, begann der Soldat in furchterregender Weise russisch zu gröhlen und mit seinem Revolver herumzufuchteln.

Meine Tochter Anneliese habe ich sofort aus dem Gefahrenbereich hinein in das Haus gebracht und die Frau Traxler musste mit ihrer Suppe unverrichtete Dinge wieder heimgehn.

* * *

Den Garten habe ich, soweit es möglich war, mit „allerlei Grünzeug“ bebaut, um durch diese Notzeiten zu kommen. Aber zur Reifung dessen ist es nie gekommen. Die Russen haben alles ausgerissen und roh verzehrt. Ganz gleich ob es Kohlrabi, Kraut oder Salat war, alles hat ihnen geschmeckt und alles haben sie genommen. Von den paar Äpfeln und Birnen gar nicht zu reden. Die waren noch ganz grün als sie abgerissen wurden und hatten nicht einmal die Chance ein wenig zu wachsen.

Die ehemaligen großen Nazis waren mit Beginn der Besatzungszeit plötzlich alle weg. Fort waren sie und niemand der Ortsbewohner hat gewusst wohin. Einige die hiergeblieben sind haben die Entwicklung abgewartet. Ein anderer wieder, der gar nicht so schlimm, sondern eher milder war (mein ehemaliger Ausfolger des Kinderschuh Bezugsscheines), hat sich das Leben genommen, ebenso wie eine Familie, die nur aus Mitläufern bestand. Die echt unliebsamen sind nach Westen geflüchtet, haben sich dort eine neue Existenz aufgebaut und man hat nie mehr etwas von ihnen gehört. Lediglich gerüchteweise nach Jahren wurde dieses oder jenes verlautet.

Einer aber, der zwar ein ungueter Charakter war, der aber wenig oder keine Gewissensbisse hatte, „wechselte lediglich sein Hemd“ (vom „Goldfasan“ zum kurzärmeligen T-Shirt), stülpte die Ärmel auf und begann nach einigen Wochen im Schulgarten kräftig umzugraben und zu pflanzen. Und wenn ein bekannter Ortsbewohner am Gartenzaun vorbeiging, blickte er mit schlitzohrigem Grinsen kurz auf, und schmetterte statt des sonst üblichen Hitlergrußes ein donnerndes „Grüß Gott“ über den Zaun.

* * *

In und auf solche Weise hat sich aber das Leben in der Besatzungszeit im Orte normalisiert. Täglich aber mussten wir bangen und haben stündlich gehofft, dass unsere Männer wieder heimkehren.

Am 16. Februar 1946, als ich eben auf dem Heimweg von der Caritas Bahnhofstation war, kommt mir auf einmal der Rudi, mein Mann auf den Stiegen entgegen. Aus der Gefangenschaft keimgekehrt. Dass das eine Freude war, muss ich nicht erst besonders sagen. Es machte niemand, schon gar nicht mir etwas aus, dass er eine abgefetzte und zusammengestoppelte Kleidung trug, dass er zweierlei Schuhe anhatte, unrasiert und schmutzig war. Er war wieder daheim bei mir, bei seiner Familie und wir konnten wieder frisch beginnen. Das taten wir mit Freude und Dankbarkeit.

Aber auch Rudi war besorgt: Er fragte mich, wieso ich so schlecht ausschaue? Na ja warum, war meine Gegenfrage? Ich hatte eine Familie mit zwei kleinen Kindern für die ich eisern zu sorgen hatte. Ich hatte den Wimmervater hier. Für mich blieb nur das Notwendigste.

Klein Rudi war inzwischen ein Jahr alt geworden und mein Mann, der große Rudi hat ihn in dem Augenblick dieser Begegnung, zum ersten Mal gesehn.

Deshalb war der große Rudi für den kleinen Rudi ein fremder Mann und der Kleine brauchte einige Zeit bis er sich an ihn gewöhnte.

Mein Mann war sehr nervös. Kein Wunder, sechs Jahre Krieg, davon die meiste Zeit in Russland. Das konnte nicht spurlos an ihm vorübergehen.

Am Folgetag meldete er sich als Heimkehrer am Gemeindeamt und bei seinem früheren Brotgeber der Gebietskrankenkasse. Wurde aber sofort gekündigt, weil er kurz vor seinem Einrücktermin Anwärter der politischen Partei gewesen war.

Um Hilfe zu bekommen ging er zum roten Bürgermeister, aber auch zum schwarzen Parteiobmann. Ihm war es gleichgültig, wessen Hilfe ihm zuteil würde. „Wegen einer Partei wurde ich gekündigt und mit der Hilfe einer Partei möchte ich wieder ins normale Leben zurückfinden. Weiß ich, welche die richtige ist? Vielleicht kommt in einem Jahr die kommunistische Partei?“ So dachten er und wir daheim. Bald wäre es sowieso passiert, dass die Russen hier geblieben wären.

Nach sechs Jahren Kriegsdienst war man es ihm ganz einfach schuldig, dass er hier wieder Fuß fassen konnte.

Aber da wir im Hause sowieso ein Geschäft hatten, bemühten wir uns dieses eröffnen zu können. Man machte uns lange Zeit Schwierigkeiten und es dauerte ein volles Jahr, bis wir den Gewerbeschein in Händen hatten. Wir mussten von unseren Ersparnissen leben, die aber größtenteils durch die Geldentwertung dahin waren.

* * *

VIII. Geschäftseröffnung und Tod des Wimmervaters

Jedenfalls eröffneten wir am 1. Jänner 1947 unser kleines Geschäft. Fast keine Geschäftsmöbel, wenige Waren und wenige Kundschaften. Armselig.

An Einrichtung hatten wir lediglich einen Tisch auf den wir eine Küchenwaage stellten, um das kleine Angebot an Lebensmitteln gewichtsmäßig abgeben zu können. Dahinter standen ein paar einfache Stellagen. Das Angebot war gering, denn die Zeiten waren schlecht. Es musste, durch gezielte Steigerung und durch ein wenig kaufmännische Spitzfindigkeit versucht werden Waren hereinzubekommen, Geschäftsverbindungen aufzunehmen und eventuell sogar spezifische Produkte zu führen. Natürlich musste sorgfältig um Kunden geworben werden. Alles war auf Lebensmittel-Kartenbezug eingerichtet und wir hatten als Neuanfänger keine eigenen Reserven, mit denen wir Käufer anlocken hätten können. Es ging alles sehr langsam. So nach und nach konnten wir die Einrichtung etwas erweitern. Ich hatte immens Arbeit und keine spezielle Hilfe. Ein Fünf-Personen-Haushalt war zu bewältigen. Die Kleidungsstücke für die Kinder nähte ich selbstverständlich selber, strickte Socken und Westen, denn Wolle war da noch eher zu bekommen. Nebenbei lernte ich noch „Kaufmann“ bei meinem Mann und machte 1951 meine Lehrlingsprüfung.

Dazu kamen mißliche Anforderungen von aussen. Vier Tage erst war Rudi von der Kriegsgefangenschaft daheim, da kam auch schon vom Bürgermeister die Anordnung, dass er als ehemaliger Nazianwärter schneeschaufel zu gehen hatte. Er war aber noch viel zu schwach um schwere körperlich Arbeit verrichten zu können. Die Folge war eine schwere Lungenentzündung. Wir waren erbost. Der Bürgermeister setzte die Machtpolitik der „Braunen“ fort. Genau so, wie man es in Sigmundsherberg von der Hitlerzeit her gewohnt war.

Das war die Behandlung der Heimkehrer, und die wirklichen Nazis waren schon versorgt. Fünf Jahre Wehrdienst und dazu ein Jahr Gefangenschaft wären wohl genug der Buße gewesen.

Um das Geschäft anzukurbeln, da musste ich mir etwas einfallen lassen. Ich versuchte zuerst etwas, das alle anderen ebenfalls machten: Bedarfsgüter zu „hamstern“. Weniger für mich und meine Familie, sondern für unsere Kunden. Denen musste man etwas bieten, um sie für unser Geschäft zu gewinnen. Mit ein paar speziell eingesparten Lebensmitteln fuhr ich nach Wien zu guten Bekannten und tauschte dort dafür Süßstoff ein. Sacharin war ein begehrtes Süßmittel, nicht markenpflichtig aber auch im freien Handel nicht zu haben. Nur auf dem Schwarzmarkt oder bei guten Bekannten, die eben so etwas hatten.

Ein Freund meines Mannes wiederum hatte ein Stoff- und Bettzeug Geschäft. Für ein Stück zusätzliches Fleisch, das ich für diesen Zweck ergattert hatte, aber meiner Familie absparen musste, bekam ich dagegen wiederum Ware, die sehr begehrt war. Natürlich musste man im Geschäft die entsprechenden „Marken“ einfordern, aber man konnte bei der Vergabe großzügiger sein und das schaffte wieder neue Kunden.

So fuhr ich jede zweite Woche mit einem Rucksack am Rücken auf Hamstertour. Mein Schwager aus Langenlois, der Müller, versorgte uns außertourlich wiederum mit Mehl. Diese verwandtschaftliche Geschäftsverbindung war für uns sehr wertvoll, denn Mehl war überall große Mangelware.

Manchmal kam uns die stets laufende Teuerung zu gute. Die bereits von uns gelagerte und bereits bezahlte Ware, war einer beständigen Preiserhöhung unterworfen. Das ergab beim Verkauf immer wieder ein wenig Mehreinnahmen und auf diese Weise konnten wir uns wieder besser finanziell helfen und dann weiter einen gesteigerten Einkauf tätigen. Ganz stolz waren wir damals, als wir mit einem einfachen „Selbstbedienungsladen“ aufwarten konnten.

Schwierig war hingegen für uns die Tatsache, dass es ausser unserem Laden noch weitere drei Geschäfte im Orte gab. Den Konsum, den Hönel und die Bäckerei mit Gemischtwarenhandel Faimann. Da musste man sich schon gewaltig anstrengen, um in dem einen oder anderen Zweig ein wenig besser zu sein als die anderen. So führten wir speziell, was die anderen weniger oder gar nicht hatten, einige Kleiderstoffe, Bettzeug, Handtücher und Wolle. Auch Eisenwaren hatten wir in bescheidenen Angeboten. Und das lockte wieder einen anderen Kundenkreis heran.

Mein Mann brachte vieles davon mit seinem Motorrad heim. Das war für ihn äußerst schwierig. Aber im Jahre 1959 leisteten wir uns ein kleines Auto. Da wurde die Warenbeschaffung dann etwas einfacher und müheloser.

Die Kinder wuchsen auch heran und der Wimmer Großvater ersetzte mich haushaltsmäßig in vielen Belangen. Das war für uns sehr wertvoll, denn ich hatte emsig und unentwegt im Geschäft tätig zu sein.

Oft kamen wir mittags hungrig aus dem Laden und ich musste dann schnell für alle erst einmal kochen. Ab und zu aber hat Großvater vorgekocht, wenn ich ihm in aller Eile ein paar Tips zwischendurch vorgegeben habe. Kartoffelsuppe und Bröselnudeln aber waren seine Spezialität und dazu hat er kein Rezept und keine Anregung von mir benötigt.

Krank war er in den 18 Jahren, die er bei uns verbrachte, lediglich einen einzigen Tag. Den Tag vor seinem Hinscheiden. Fünfundachtzig Jahre ist er alt geworden, aber dann hat das

Herz nicht mehr mitgemacht. Er ist sanft, ohne Schmerzen entschlummert und mein Mann, ich und unsere Kinder waren bei seinem Hinscheiden dabei. Wir danken ihm für diese Zeit, in der er tätig und rüstig bei uns war. Unser Trost ist, dass er sich auch bei uns glücklich und wohl gefühlt hat... im Kreise und Schutze einer intakten Familie.

Beerdigt haben wir ihn daheim in Herrnleis. Er möge in Frieden ruhen und bei Gott sein, an den er unerschütterlich geglaubt hat.

Mit der Beerdigung des Wimmervaters will ich meine Aufzeichnungen schließen.

IX. Ausklang (von Erwin Frank)

Frau Anna Pasching, geb. 1912, hat ihre Lebenserinnerungen in einem Schulheft (über 80 Schriftseiten) in großen Zügen, aber auch in vielen Einzelheiten festgehalten. Sie erzählt, dass sie, nach dem Tod ihrer Mutter, mit zwei Jahren ins Waisenhaus kam, schildert das Heimleben in der Zeit des Ersten Weltkrieges, ihre Volksschulzeit und die Jahre im Bauernhaus Wimmer in Herrnleis, ihr Aufblühen in der Haushaltungsschule in Mistelbach. Sie berichtet ferner von ihrer Mithilfe in einem Milchgeschäft in Wien und ihre Begegnung mit den Nazis am Heldenplatz, erzählt von ihrer Eheschließung, der Übersiedlung nach Sigmundsherberg... bis zum Tode ihres Ziehvaters Ludwig Wimmer. Alles in allem eine äusserst spannende Geschichte, die sie erlebt und im Laufe der Jahre notiert hat. Es sind ihre ganz persönlichen Erinnerungen die wahrscheinlich viele mit Interesse lesen werden, wenn sie die Story für die Öffentlichkeit freigibt.

Während in den vorherigen Abschnitten (I.bis VII.) eine ganze Reihe von Personen die Mitgestalter ihrer Lebensschicksale sind (waren), münden ihre weiteren Aufzeichnungen in engere, rein familiäre Bereiche ein, in denen ihr das Herzblut zu erstarren droht, sodass ich ihr nicht zumuten wollte, diese Begebenheiten von sich aus zu erzählen. Deshalb habe ich den „Ausklang“ für sie, in der „dritten Person“ formuliert. Als Außenstehender, guter Kenner der Familie über ein halbes Jahrhundert und einst Klassenlehrer ihrer Kinder in der Volksschule, ist mir das nicht schwer gefallen. Ich habe mich aber, wie in der ganzen Schrift an ihre ursprünglichen Gedankengänge und Worte gehalten. Freilich mag es manchmal passiert sein, dass ich in ihre persönliche Lebensbeschreibung eigene Gedanken hineingeflochten habe; aber ich bin jahrgangsmäßig nicht allzuweit von ihr entfernt, sodass ich viele Dinge wahrheitsgemäß zu berichten weiß, die sich in dieser Zeit (besonders im Dorfe) zugetragen haben (könnten).

* * *

Mit dem Tode ihres Ziehvaters Ludig Wimmer - von der Ziehtochter der „Wimmervater“ genannt - schloss ein bedeutender Lebensabschnitt der Anna Pasching. In den vorhandenen Aufzeichnungen klang auch immer wieder - manchmal zwischen den Zeilen - der Charakter des Bauers aus Herrnleis durch, seine Lebensweise und seine vornehme Art mit Menschen umzugehen, besonders aber sein Umgang mit seiner Ziehtochter Annerl.

Mit der Beschreibung des Schicksales aus den Unterlagen der Annerl Fock, musste ich natürlich - und das in berührender Weise - die Lebensgeschichte ihres Ziehvaters mitverfolgen, habe große Achtung vor diesem Manne bekommen und ich bin geneigt, diesem grundständigen Ersatzvater und Bauern in dieser Schrift, mit einigen Worten ein kleines Denkmal zu setzen. Als die kleine „Annerl“ neun Jahre alt war, hat er sie, gemeinsam mit seiner Gattin Anna, aus dem Waisenhaus Mistelbach geholt und sie an Kindesstatt angenommen. Das geschah in Herrnleis im Jahre 1914. In seinem Hause hat er das Aufblühen seiner Ziehtochter mit Interesse und Wohlwollen verfolgt und war immer bestrebt, seiner Annerl nur das Beste zu geben.

Aber auch er war in dieser Zeit und in den Ortsverband fest eingebunden. Er musste auch mit jenen Widerwertigkeiten dort leben und fertig werden, denen er nicht – so wie er es gerne getan hätte - begegnen konnte.

Aber die Anna Fock ist dort aufgewachsen, reifte heran und hatte nach der sich plötzlich bietenden Wendung, die Haushaltungsschule in Mistelbach besuchen dürfen. Und das hat ihr Leben und Denken von Grund auf verändert. Sie brauchte damit jetzt nicht mehr „unbedingt“ eine Bäurin werden, sondern es hat sich eine andere, ihr zusagendere Möglichkeit angeboten.

Als erste ist die „Wimmermutter“ verstorben und es war naheliegend, dass die Familie Pasching den Witwer zu sich aufnahm. Er war dann als „Opa“ achtzehn Jahre in einem ihm fremden Orte. Nicht als Almosenempfänger in der Altersfürsorge, sondern als Mitarbeiter im Hintergrund in einem jungen Familienhaushalt.

Seine tatkräftige Mithilfe im Hause war sehr angenehm. Besonders deshalb weil Rudolf und Anna Pasching zuerst mit dem Aufbau des Geschäftes intensiv beschäftigt waren und später dann, als die Türglocke im Kaufmannsladen läutete und Kunden sich ansagten, musste ja alles liegen und stehn gelassen werden, um den Käuferwünschen entgegenzukommen. Damit wurde der Opa in dieser hektischen Zeit auch zum Ruhepol in der Familie.

Der Opa ist 1960 im 85. Lebensjahr verstorben. Friedlich eingeschlafen. Seine Familie war in den letzten Stunden um ihn. Beerdigt wurde er in Herrnleis im Familiengrab.

Der Sohn des Hauses, der Rudi besuchte damals das Gymnasium in Horn, die Tochter Anneliese war schon auf der Hochschule in Wien. Auch die beiden Kinder haben den Wimmervater sehr geliebt.

* * *

Rudolf und Anna Pasching bauten sich ihr Geschäft in den schwierigsten Zeiten und unter schwierigsten Verhältnissen auf. Es war karge Nachkriegszeit und alles musste in aufopferungsvoller Weise geschaffen werden. Noch dazu gab es damals in dem kleinen Orte drei weitere Gemischtwarenhandlungen und da musste schon alles stimmen, um als Neuanfänger sich da durchzusetzen. Rudolf Pasching galt in der Gemeinde als geselliger und humorvoller Zeitgenosse, dem man gerne begegnete und plauderte. Diese Charaktereigenschaft machte sich auch im Geschäft bezahlt, da viele Kunden dadurch gewonnen wurden.

Anna Pasching hat wiederum ihre Kenntnisse zuerst im sozialen und später im kulturellen Bereiche verwendet, so im Arrangement von theaterähnlichen Veranstaltungen (besonders gleich nach dem Kriege); es fehlte ihr aber offenbar die Zeit, dieses Konzept durch ihr ganzes Leben durchzuziehen.

Großes Angangement ist ihr auch im religiösen Bereich zuzuschreiben. Ein Jahrzehnt lang leitete sie die Legion Mariens mit den Pfarrherrn Dr. Josef Rothenschlager und Franz Enzelberger.

Schließlich aber darf noch einmal vermerkt werden, dass sie ihre Lebenserinnerungen schriftlich niederlegte und dadurch nicht nur ihrer Familie einen unschätzbaren Nachlass hinterlassen hat.

Finanziell brachte das Geschäft keine Reichtümer, aber doch soviel ein, dass die Familie gut davon leben konnte und dass den Kindern eine exzellente Ausbildung geboten werden konnte. Beide Kinder haben studiert (Welkhandel Fremdenverkehr und lange Jahre Hostess bei der AUA / Mittelschullehrer) und ihren Unterhalt in gehobenen Berufen manifestiert.

Man erweiterte das Geschäft und man gönnte es sich auch, einige größere Reisen zu machen.

Ab 1.Jänner 1970 hat das Ehepaar Pasching, das Geschäft stillgelegt und ist in Pension gegangen.

Aber noch einmal, in dieser eigentlich ruhigen Zeit wurde eine große Anstrengung in die Wege geleitet: Der totale Umbau und die Restaurierung des Wohnhauses von Grund auf. Aus den Geschäftsräumen wurden Wohnräume und alles erneuert, was sich so rundherum erneuern ließ. Die Involvierten waren in erster Linie Frau Pasching selbst und der Sohn Rudi.

Rudolf Pasching, der Vater, war aber zu dieser Zeit nicht mehr richtig in der Lage, körperlich mit dabei zu sein.

Im Alter von 75 Jahren hatte er einen Schlaganfall zu verkraften, aber auch weitere körperliche Schäden traten in der Folgezeit auf. Er musste ins Spital und dann daheim von seiner Frau intensiv gepflegt werden, erholte sich aber teilweise wieder. Im 84.Lebensjahr, das war am 15. März 1990 hat ihn Gott der Herr zu sich gerufen. Er verstarb friedlich, einschlafend in der Mittagsstunde.

Doch für die Anna Pasching musste das Leben weitergehn.

Wir schreiben jetzt 2005.

Sie versorgt sich den Haushalt selbst, bereitet meistens auch ihre Mahlzeiten selber zu, geht aber auch ab und zu die kurze Strecke zum Mittagessen ins Gasthaus Göd, um dort auch wieder mit Leuten ins Gespräch zu kommen.

Sie wurde zu einer betagten Dame mit 93 Jahren, geht aber noch regelmäßig und zügigen Schrittes spazieren und erfreut sich von altersbedingten Wehwechen begleitet ihrer Gesundheit und ihres Lebens.

Wenn sie, bei schönem Wetter, nicht gerade einen Friedhofsgang macht, so sitzt sie daheim im Garten, liest ein Buch oder die Tageszeitung und die Katze Minka leistet ihr schnurrend Gesellschaft.

An Wochenenden freut sie sich, wenn ihre Kinder und Kindeskiner um sie sind und wieder Leben ins Haus kommt. Doch, wie sie meint, vergehen diese Stunden immer wieder allzu schnell.

* * *

Als ich sie bezüglich der Aufarbeitung ihrer Lebensgeschichte auf der Straße ansprach, habe ich nicht im Entferntesten geahnt, welche Arbeit auf mich zukommt. Aber je mehr Seiten ich behandelte, desto süchtiger wurde ich nach Weiterarbeit. Ich freue mich heute sehr darüber, eine derartig interessante Lebensgeschichte erfahren, bzw. aufbereitet zu haben und wünsche der Familie nicht nur viel Freude damit, sondern

ganz zum Schluss noch viele Jahre in Gesundheit und Lebensfreude
der Frau Anna Pasching, alias Annerl Fock.



**Doch das
Leben
geht weiter!**